



Afrika-Erzählung von Edgar Wallace.

Weitere wunderbare und wunderliche Erlebnisse des Haussa-Leutnants Tibbetts (Bones) in Afrika. Bones erlebt, wie er sich selbst in Schwierigkeiten bringen kann, aber auch wieder heraus. Ob er etwas daraus lernt?

ISBN 3-8036-4042-3

Original: Again Sanders

Ins Deutsche übertragen von Ravi Ravendro

© Hesse & Becker im Weiss Verlag GmbH, Dreieich

August 1986

**Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!**

## Inhaltsverzeichnis

I. Bones und die Bienen .....	3
II. Der Schwätzer.....	20
III. Der Reformator .....	34
IV. Der Geisterseher.....	51
V. Das Zepter des Königs .....	70
VI. Der Kanal.....	85
VII. Die kostbaren Dinge .....	103
VIII. Der große Geist Dhar .....	122
IX. Die reiche Frau.....	137
X. Die Hüter des Schatzes .....	155
XI. Das Geschenk.....	169
XII. M'gala, der Verfemte .....	183

## ***I. Bones und die Bienen***

Makara, der Häuptling der Kobala'ba, ließ sich den Fluß hinunterrudern bis zu einem Dorf, das noch zehn Meilen von der Residenz entfernt lag. Dort blieben die zehn Mädchen, die bis dahin seine Bootsbesatzung gebildet hatten, unter der Obhut des Dorfältesten, von dem er sich neue Ruderer mietete, zurück.

Der junge sehnige Makara war herrlich anzusehen; denn als Zeichen seiner Würde trug er nicht nur ein Kleid aus Affenfellen, sondern auch mannigfachen Schmuck. Viele Messingringe schimmerten an seinen Unterarmen, und sein Haar war mit Ingola rot gefärbt. Die bronzebraune Haut seiner Beine glänzte von Öl, und als er zur Residenz ging, klirrten seine kupfernen Fußbringe bei jedem Schritt aneinander. Sanders hatte ihn schon von weitem bemerkt und erwartete ihn.

„Ich sehe dich, mein Herr Sandi“, begrüßte Makara den Bezirksamtmann. Seine Stimme klang müde und gelangweilt.

„Ich sehe dich, kleiner Häuptling“, entgegnete Sanders etwas ironisch. „Ich saß vor meinem schönen Hause und beobachtete, wie du vom Fluß zu mir heraufkamst, und da dachte ich, daß du eigentlich einem Tanzmädchen von Kobala'ba gleichst, einer, die man für tausend Matakos kaufen kann. Mir kam überhaupt nicht der Gedanke, daß du, Makara, der Sohn des Lebulana und der Enkel des großen Kriegers Elibi bist.“

Wenn Makara sich schämte, so zeigte er es doch nicht im geringsten.

„In meinem Lande sind alle Männer schön“, erwiderte er selbstgefällig. „Auch in Kobala'ba trage ich Federn im Haar und manchmal auch um den Gürtel und die Lenden.“

Sanders lächelte verächtlich.

„Es wäre mir lieber, wenn du mit Speer und Schild in der Hand hierherkämsst wie ein mannhafter Krieger. Es scheint mir,

daß es zuviel Frauen in Kobala'ba gibt -“

„O Herr, deshalb bin ich ja gerade gekommen“, sagte Makara eifrig. „Bald wirst du einen Boten zu uns schicken, damit wir ihm Gummi und Fische geben sollen, die du jedes Jahr für deine Regierung stiehlest. Und weil wir nur so wenig Männer sind, haben wir nichts, was wir dir geben können.“

Bevor Sanders antwortete, nahm er eine Zigarre aus seinem Etui und steckte sie an. Makara beobachtete ihn argwöhnisch. „Hast du mir vielleicht Tribut gegeben, als ich das letztemal danach schickte? Und habe ich noch früher von dir Tierhäute und Gummi bekommen? Von all den vielen Stämmen, die hier am Großen Strom wohnen, zahlt allein dein Volk keine Steuer an meinen König. Und weil du fern von mir wohnst und ich in meinem kleinen Schiff den seichten Fluß nicht hinauffahren kann, lachst du mich vielleicht aus. Merkwürdige Geschichten sind zu mir heruntergekommen - ich habe von Frauen gehört, die jagen und fischen, und von Frauen, die sogar Häuser bauen. Es scheint mir fast, als ob ein neues Sklavengeschlecht unter meinen Augen heranwächst. Sklaven, die wie Hunde zusammengepfercht sind und die man wie Hunde mit der Peitsche schlägt. Das ist gegen das Gesetz aller Stämme am Großen Strom und vor allem gegen mein Gesetz. Eines Tages werde ich aber kommen und alles sehen.“

„O Herr, du hast nur böse Lügen gehört. Alle meine jungen Leute sind stark und tapfer. Die Frauen haben die Arbeit, die ihnen zukommt. Sie sind auf den Feldern und am Feuer tätig -“

„Und in den Booten rudern sie auch?“ fragte Sanders bedeutungsvoll. „Meine Spione berichten mir, daß Frauen deine Boote rudern. Du hast sie in dem Dorf Chubiri gelassen, damit ich es nicht sehen und mich darüber ärgern soll. Das Palaver ist aus.“

Als Makara zu seinem Dorfe zurückfuhr, fühlte er sich nicht besonders wohl.

Alles, was Sanders gehört und gesagt hatte, entsprach der Wahrheit. Makara hatte alle Gewohnheiten und Gebräuche des Landes auf den Kopf gestellt. Seit undenklichen Zeiten war in diesem weit abgelegenen Gebiet die Tätigkeit der Männer und der Frauen scharf umgrenzt. Zum Beispiel durfte eine Frau nie eine Hütte bauen. Alle bedeutenden Stämme behalten dies den Männern vor, weil man annimmt, daß es seit Anbeginn der Zeit stets Männerarbeit war, und weil allen wohlbekannt ist, daß auf dem Dach, das eine Frau gedeckt hat, ein fürchterlicher Fluch liegt. So träge und faul auch die eingeborenen Männer sein mögen, die Errichtung eines Hauses ist ihr unbestreitbares Vorrecht. Andererseits wird kein Mann, der etwas auf sich hält, das Feld bearbeiten, Getreide bauen, Maniok einweichen oder eine Mahlzeit kochen. Die Frauen dürfen nicht jagen und nicht fischen. Auch das ist Männerarbeit.

Aber das Volk von Kobala'ba hatte sich schwer gegen diese feststehenden Gebräuche vergangen, und ein kleiner Häuptling der Isisi hatte sich bei Sanders empört über diese Zustände beklagt.

„Nachts kommen sie von dem kleinen Fluß zwischen dem Grase“, sagte er. „Immer zehn Frauen in einem Boot. Vor den Augen meiner jungen Leute stechen sie die Fische mit ihren Speeren, und wenn meine Fischer zu ihnen reden, dann geben sie schamlose Antworten. Wir können aber nichts tun, weil es Akasava sind. Vor einem Mond und einer Mondrinde sandte ich einen Boten zu dem großen Häuptling der Akasava, der ihm über diese schrecklichen Dinge berichtete. Aber er antwortete, daß Kobala'ba ein unabhängiges Land sei, und daß die Leute, obwohl sie zu seinem eigenen Volk gehörten, doch seiner Gewalt spotteten. Man erzählt auch, daß die Frauen in Kobala'ba mit ihren Speeren in den Wäldern jagen, während die Männer in ihren Hütten sitzen. Ich habe noch niemals solchen Unsinn gehört.“

Aus einem bestimmten Grunde konnte man das Dorf

Kobala'ba wirklich als unabhängiges Gebiet bezeichnen. Am Ende eines seichten kleinen Flusses, der in den Großen Strom mündet, und von allen Nachbargebieten durch Sumpfgelände abgeschnitten, zieht sich ein kleiner See hin. An seinem nördlichen Ufer erhebt sich ein großer hügeliger Landrücken, dessen sonnige Abhänge sich besonders für den Anbau von Korn eignen. Liebliche Haine von Isisipalmen geben angenehmen Schatten, und hinter dem Hügel liegt ein ausgedehnter Wald mit großem Wildbestand, ein guter Jagdgrund für Männer und, wie es schien, auch für Frauen.

Nördlich trennt ein Streifen sumpfigen Landes diese Wälder von dem Gebiet der Ochori. Auch nach Osten ziehen sich Sümpfe hin, und im Westen liegt ödes Land, manchmal eine Wasserwüste, manchmal Morast. So ist Kobala'ba von Natur aus nach allen Seiten abgeschlossen. Es ist eine trockene Oase in einem großen Wasser- und Sumpfbereich mit scheußlichen Krokodilen und gefährlichen Moskitos.

In den Tagen des bösen Königs Elibi, der mit starker Hand von den Geisterbergen bis zum kleinen Fluß herrschte, war das Gebiet vollkommen unzugänglich und verlassen, und seit alten Zeiten ging die Sage, daß unzählige Geister und Teufel dort hausten. Alle fürchteten das Land, und niemand wollte dort wohnen. Als Sanders in der ersten Zeit seiner Amtstätigkeit König Elibi unterwarf, flüchteten die Überlebenden eines Akasavaregiments mit den Ziegen und Weibern, die sie geraubt hatten, in diese Gegend. Sie ließen sich dort nieder, bauten Hütten, und allmählich wuchs eine neue Generation heran, die hauptsächlich aus Frauen bestand. Diese Tatsache kann man öfter feststellen, wenn sich Krieger und Sklaven miteinander mischen. Jahrelang kamen in Kobala'ba immer drei Mädchen auf einen Knaben, und schließlich lebten in dem Dorfe viele schlanke, junge Frauen neben verhätschelten jungen Männern und Knaben, die vor ihren Hütten saßen und sich von ihren Schwestern, Kusinen, Müttern und Tanten bedienen ließen.

Als der alte Häuptling starb und Makara die Regierung übernahm, trat ein bedeutender Umschwung in dem Wirtschaftsleben Kobala'bas ein. Makara entdeckte einen Weg, auf dem man leicht zu Reichtum und Wohlstand kam. Er sandte Scharen von Frauen auf die Jagd - zuerst noch unter der Leitung eines Mannes, nachher allein - und häufte in den Vorrathshäusern des Dorfes große Mengen von Häuten und Gummi. Seine Boote brachten ihm viele Fische, die er in der Sonne trocknen ließ. Diese Waren ließ er heimlich über die französische Grenze bringen und machte gute Geschäfte.

In einem andern Lande wäre Makara vielleicht ein Großindustrieller geworden, denn er konnte glänzend organisieren. Sklaverei ist natürlich streng verboten, aber Frauen haben ihren Preis am Großen Strom, und es ist auch gesetzlich gestattet, Frauen zu kaufen. Makara und die Männer von Kobala'ba hatten nun eine neue Beschäftigung. Seine Boote fuhren stromauf und ab und suchten „Weiber“. An dem Tage, an dem er Sanders besuchte, hatte er fünfhundert Frauen im Dorf untergebracht, und ebenso viele waren unterwegs, um Beute für ihn zu machen.

Nach drei Wochen mühevollen Ruderns brachten die zehn Frauen Makara wieder zu seinem Dorf zurück. Als er dort ankam, harrte seiner die Lösung eines häuslichen Konflikts. Eine seiner Frauen, die schlanke T'lini, hatte eine Gruppe von Frauen in die Wälder hinausgeführt, war aber fast ohne Beute von der Jagd zurückgekehrt. Makara hielt mit den siebenundvierzig Männern seines Dorfes einen Rat ab.

„Wir dürfen sie nicht schlagen, und wir dürfen sie nicht in die Sonne legen“, sagte der Häuptling, „denn Sandi kommt bald, und dann erzählt sie böse Geschichten über uns. Wir wollen freundlich zu ihr sein, aber wenn Sandi wieder gegangen ist, soll sie bestraft werden.“

T'lini, die schon vierundzwanzig Stunden an Händen und Füßen gefesselt in der großen Hütte gelegen hatte, wurde

freigelassen und erhielt gutes Essen. Sieben Tage lang versammelten die Oberhäupter ihre Familien und übten mit ihnen die Geschichten ein, die sie Sandi erzählen wollten. Und die Sklavenwirtschaft hätte vielleicht im stillen weitergeblüht, und Makara wäre immer reicher geworden, wenn Leutnant Bones nicht zwei dicke wissenschaftliche Bände aus der Heimat zugesandt erhalten hätte. Vierzehn Tage lang studierte er eifrig darin, dann übermittelte er den Eingeborenen seine neugewonnenen Kenntnisse.

„Woran arbeitet denn Bones so hart?“ fragte Sanders eines abends, als sich der junge Mann nach dem Essen etwas formlos und hastig empfohlen hatte.

Captain Hamilton klopfte die Asche seiner Zigarre ab und verzog das Gesicht.

„Er arbeitet wissenschaftlich“, sagte er lakonisch.

„Das ist doch ganz lobenswert“, meinte Sanders.

Er wartete darauf, daß Hamilton nun explodieren würde. Der Captain war noch sehr nervös, da er sich erst kürzlich von einem Malariaanfall erholt hatte.

„Bones studiert alle möglichen Wissenschaften“, sagte Hamilton ironisch. „Astronomie, Naturgeschichte, Botanik, Biologie... wenn der Idiot wenigstens alles für sich behalten wollte!“

Die beiden hübsch illustrierten Bände, die Bones mit der letzten Post erhalten hatte, behandelten die Wissenschaften in allgemeinverständlicher Weise. Er war fasziniert, denn sie übertrafen seine bescheidenen Erwartungen bei weitem.

„Er wird bald sämtliche Geheimnisse kennen“, bemerkte Hamilton, „aber er wird niemals wissen, wie man eine Kompanieabrechnung macht. Und ebensowenig kann er jemals einen einfachen Auftrag erledigen, ohne alles auf den Kopf zu stellen!“

Sanders lachte leise.

„Bones muß schon ein Vermögen für solche Bücher und Unterrichtskurse ausgegeben haben. Aber das eine muß man ihm lassen: Er ist nicht selbstsüchtig und läßt alle Leute an seinen wissenschaftlichen Entdeckungen teilnehmen.“

„Davor fürchte ich mich am meisten“, sagte Hamilton düster.

Als die beiden Bände vierzehn Tage in Bones' Besitz waren rief er seine Haussoldaten auf dem Exerzierplatz zusammen. Sie mußten auch ihre Frauen und sonstigen Familienangehörigen mitbringen. Alle Augen hingen an ihm, als er zum sternbesäten Himmel hinaufzeigte. Es war eine herrliche Nacht zu Beginn des Dezember, eine Nacht, wie sie englische Astronomen erträumen, aber in ihrer Heimat niemals sehen.

„Alle müssen gut aufpassen!“ begann Bones in Küstenarabisch. „Was sind all diese vielen kleinen Sterne, die ihr da oben seht? - Ich will es euch sagen! - Einige sind Sonnen, andere sind Welten, größer als unsere Welt -“

„Herr“, unterbrach ihn ein Sergeant respektvoll, „wenn das Sonnen sind, warum ist es dann hier dunkle Nacht? Jedermann weiß doch, daß es heller Tag ist, wenn die Sonne scheint! Und diese winzig kleinen Lichter scheinen doch nur bei Nacht.“

Bones gab sich die größte Mühe, es ihm mehr oder weniger genau zu erklären, und als ihm das nicht gelang, wurde er ärgerlich und heftig.

Sergeant Abibu erstattete Hamilton Bericht über diesen Vortrag.

„Es ist ganz klar, Militini“, sagte er, „daß unser Herr Tibbetti am Fieber leidet. Du weißt ja, daß fieberkranke Leute sich die seltsamsten Dinge einbilden. Sie sehen zum Beispiel Männer mit Krokodilköpfen und andere Unmöglichkeiten.“

„Warum sagst du mir das, Abibu?“

„Tibbetti hat uns erzählt, daß die Sterne oben am Himmel

Sonnen sind. Aber alle Leute wissen doch genau, daß es nur Sterne sind. Die Ungläubigen sagen, daß es die Geister der Toten sind, aber wir, die strengen Gläubigen, wissen, daß es die hellglänzenden Augen der schönen Huris sind, die aus dem Paradiese auf die Erde herabschauen.“

Bones ärgerte sich, ließ die Astronomie im Stich und wandte sich der Biologie zu. Die Haussas nahmen das noch kühler auf, und ihre Weiber sahen ihm düster nach, wenn er an ihren Hütten vorbeiging.

Eine Kanofrau beschwerte sich schließlich bei Sanders.

„Tibbetti hat uns schamlose Dinge gesagt. Er erzählte uns, daß wir calacala, vor unendlich langer Zeit, Affen waren, auf Bäumen lebten und Schwänze hatten. Auch sollen wir einmal Fische gewesen sein. Es ist fürchterlich, so etwas zu sagen.“

„Der Herr Tibbetti hat euch ein großes Rätsel aufgegeben“, erwiderte Sanders vorsichtig. „Aber weil du eine Frau mit geringem Verstand bist, hast du das Geheimnis nicht begriffen.“

Er gab Hamilton einen Wink. Doch der Captain war nicht so taktvoll wie der Amtmann; er ließ ein Donnerwetter über Leutnant Bones ergehen.

„Mit Ihrer unverdauten Wissenschaft demoralisieren Sie noch die ganze Truppe! Reden Sie bloß nicht mehr über Astronomie und Biologie. Halten Sie sich an die Metaphysik, wenn Sie den Leuten durchaus etwas erzählen müssen!“

Bones strahlte.

„Ich danke Ihnen, mein lieber, alter Kamerad. In Physik bin ich nicht gerade sehr beschlagen, aber wie wäre es denn mit der netten alten Chemie? Warum schäumt ein Seidlitz-Pulver? Sie wissen es nicht, alter Junge? Tun Sie -“

„Metaphysik hat nichts mit Chemie zu tun“, erwiderte Hamilton eisig.

„Warum reden Sie dann immer von Physik? Aber Sie

brauchen mir nicht zu antworten, wenn Sie fürchten, sich selbst zu blamieren.“

Bones mußte eine Reise zu den Akasava machen. Es waren dort einige Palaver abzuhalten und Steuern einzutreiben. Vor allem wollte Sanders aber Nachricht über die Zustände in Kobala'ba erhalten.

Am Abend vor der Abfahrt nahm Hamilton Bones beiseite, um ihn zu warnen.

„Wenn Sie in Makaras Dorf kommen, halten Sie um Gottes willen keine wissenschaftlichen Vorträge, und wenn Sie absolut nicht anders können, dann beschränken Sie sich auf die Insekten.“

„Erzählen Sie ihnen etwas von den Bienen, Bones“, warf

Sanders ein. „Eine Lektion über Fleiß wird den Akasava sicher nicht schaden.“

„Auch ein wenig Astronomie, mein lieber alter Amtmann“, bat Bones. „Wie wäre es, wenn ich den Leuten etwas über das nette alte Sternbild des O'Brien beibrächte?“

„Sie meinen natürlich Orion“, sagte Hamilton streng. „Lassen Sie um Himmels willen kein Wort darüber fallen!“ Er wandte sich an Sanders. „Sie erinnern sich doch noch an die Schwierigkeiten mit den nördlichen Ochori nach einem Vortrag über den Mond und seine Phasen?“

Der Amtmann nickte.

Lange bevor sich Bones ernsten wissenschaftlichen Studien hingab, hatte er den wilden Ochori von der Entstehung und dem Charakter des Mondes und seiner Phasen erzählt. Daraus hatten sich unheimliche Folgen entwickelt. Die nördlichen Ochori machten plötzlich ihren Oberhäuptling Bosambo für alles verantwortlich, was seit Beginn der Welt geschehen war, griffen zu den Speeren und zogen gegen ihn aus. Am Großen Strom kann man alteingebürgerte Anschauungen nicht zerstören, ohne

dadurch unerwartete Folgen heraufzubeschwören. Sanders brauchte fast ein Jahr, um diese irreführten Leute wieder davon zu überzeugen, daß ihre früheren Ansichten vom Monde absolut den Tatsachen entsprachen. Sie hielten den Mond nämlich für das große Loch im Himmel, durch das M'shimba-M'shamba aus und ein geht, wenn er die Erde mit seinen furchtbaren Gewitterstürmen heimsucht.

Kobala'ba ist nicht leicht zu erreichen. Bones mußte sein Motorboot an der Mündung des kleinen Stromes zurücklassen. Vier Tage lang ließ er sich durch den Dschungel rudern, und während dieser Zeit wurde er stark von Moskitoschwärmen belästigt.

An einem dunklen Abend kam er in Kobala'ba an. Die Einwohner wußten, daß er kommen würde, und machten ein großes Feuer am Ufer des Flusses an, das Bones' Kanu die Richtung angab und zugleich die Gegend weit erhellte. Aber nicht der Häuptling Makara begrüßte ihn, sondern dessen Weib T'lini, die schöne, schlanke Frau von siebzehn Jahren.

„Mein Herr Tibbetti, ich sehe dich! Ich bin T'lini, das Weib des Makara.“

„Ich sehe dich, T'lini“, entgegnete Bones, der sie verwundert betrachtete. „Aber ich würde lieber den Häuptling sehen, denn mit Frauen halte ich kein Palaver ab.“

Er schaute nach allen Seiten, doch war kein Krieger zu erblicken. Sein Auge konnte nur schlanke, geschmeidige, schwarze Frauen entdecken, die ihn ernst ansahen.

T'lini las seine Gedanken.

„Es gibt nur wenig Männer in unserem Dorf, mein Herr Tibbetti“, sagte sie, „und sie sind heute schon früh zur Ruhe gegangen, weil sie von der kühlen Abendluft Schmerzen im Halse bekommen.“ - Bones starrte sie verblüfft an.

„Großer Gott!“ sagte er auf englisch.

„Die Frauen, die du hier siehst“, fuhr sie schnell fort, „sind die Weiber unserer Krieger. Sie tanzen vor Freude und Glück, weil ihre Männer so gut zu ihnen sind. Jeden Tag arbeiten wir auf den Feldern, während unsere Männer in den Wäldern jagen.“

Bones klemmte das Monokel ins Auge, und T'lini schrak vor ihm zurück.

„Sage mir, T'lini, stammst du aus diesem Dorf?“

Sie nickte, was aber „Nein“ bedeutete.

„Ich bin aus B'lini, das am Großen Strome liegt. Makara kaufte mich für einen Sack Salz, ebenso meine liebe Schwester, die Tochter meines Vaters.“

Bones legte den Finger an die Nase, sagte aber nichts. Dann ging er zu der Hütte, die man für ihn errichtet hatte. Dort war ein weiches Lager aus Fellen bereitet, er setzte achtlos seinen Koffer darauf. Auch lehnte er mit der stets gleichen Entschuldigung die Bedienung und Gesellschaft der Frauen während der Nacht ab. Dann legte er sich schlafen, denn er war nach der Reise sehr müde. - Als er erwachte, war es noch dunkel.

Seine Armbanduhr zeigte eine Viertelstunde vor Tagesanbruch. Er erhob sich und kleidete sich an.

Im Dorf war es schon überall lebendig. Feuer brannten vor den Hütten, und dunkle Gestalten eilten die breite Hauptstraße auf und ab. Im Licht der ersten Sonnenstrahlen tauchte ein kleiner Trupp Männer auf, an dessen Spitze der Häuptling selbst marschierte. Alle waren mit Speeren bewaffnet, aber ihr Aufputz schien wenig zu den Waffen zu passen.

„O Tibbetti, ich sehe dich“, rief Makara schon von weitem mit lauter Stimme. „Gib mir Salz (Verzeihung!), weil ich gestern abend nicht zu dir gekommen bin. Aber ich und meine jungen Leute waren müde, weil wir viele Tage lang in den Wäldern gejagt haben, und heute machen wir uns wieder auf einen langen, gefährvollen Weg, um Fische zu fangen und

Gummi zu sammeln für Sandi und seinen König.“

„Das ist ein gutes Palaver“, erwiderte Bones ironisch und betrachtete die Jagdgesellschaft durch sein Monokel.

Mit Ausnahme von Makara waren die jungen Leute alle ziemlich wohlbeleibt, und ihre Fülle ließ nicht darauf schließen, daß sie viel in den Wäldern jagten.

„Aber bevor du gehst, sollst du mir erst sagen, was dies für ein Platz ist.“

Bei diesen Worten zeigte Bones auf eine kahle, viereckige Stelle auf dem Boden, die vollständig festgetreten war. Er vermutete, daß hier vor kurzer Zeit noch ein Sklavenhaus gestanden hatte. Ein paar Schritte zum Strom hinunter lagen ähnliche Plätze. Vier solcher Hütten waren erst vor kurzer Zeit niedergerissen worden - wahrscheinlich aus Angst vor seiner Ankunft. Sicher würde er auch noch andere Stellen finden, wenn er weitere Nachforschungen anstellte.

Makara hatte sofort eine Antwort bereit, aber seine Erklärung klang lahm. Bones schaute den Jägern nach, bis sie im Gebüsch verschwanden, und berief dann eine Volksversammlung ein. Als er bei dem Palaverhaus ankam, sah er sich tausend Frauen gegenüber, die alle den Blick auf ihn richteten.

„O Volk von Kobala'ba, ich habe einen langen Weg gemacht, weil mein Herr Sandi nicht selbst hierherkommen kann, um euch zu sehen. Tag und Nacht bin ich in meinem Kanu den schrecklichen kleinen Fluß entlangefahren, um die Abgaben für meinen König einzusammeln. Aber hier in Kobala'ba finde ich nichts, denn die Männer, die Krieger und Jäger sein sollten, sind wie die Kinder. Sie sind so träge geworden, daß keine Vorräte an Gummi und Fischen für meine Regierung bereitliegen. Deshalb will ich euch jetzt eine Geschichte vom Bienenvolk erzählen, damit ihr sie euren Kindern und euren Männern berichten könnt.“ Bones beherrschte die Eingeborenen-sprache vorzüglich und verfügte über einen großen

Wortschatz, und die Frauen lauschten ihm fasziniert, als er das Zusammenleben der Bienen in einem Stock schilderte.

Nachdem er seine Rede beendet hatte, erhob sich T'lini, die am Fuß des kleinen Hügels gekauert hatte.

„Mein Herr Tibbetti, das ist ein großes Rätsel. Nun sage mir und meinen Schwestern, ob diese kleinen Tiere, die fliegen und nicht arbeiten, Männer oder Frauen sind?“

„Männer“, antwortete Bones in einem unvorsichtigen Augenblick.

„Und, mein Herr Tibbetti, was sind die Tiere, die arbeiten und die Reichtümer sammeln?“

Bones mußte antworten, aber er fühlte sich sehr unbehaglich, als er zugeben mußte, daß die Arbeitsbienen weiblichen Geschlechts waren.

„Das ist eine gute Geschichte“, sagte T'lini. „Wir haben Gummi gesammelt und auch Häute von wilden Tieren, aber wir sehen diese Vorräte niemals wieder, und wenn wir unsere Männer fragen, dann erzählen sie, daß Sandi mit seinen Soldaten gekommen sei und sie für seine Regierung genommen habe. Aber nun sage uns, mein Herr Tibbetti, wie können denn die Bienenfrauen während der kalten Regenzeit leben, wenn die Bienenmänner nur herumfliegen und die reichen Vorräte auffressen?“

„T'lini, das ist eine gute Frage“, entgegnete Bones, der sich wieder sicherer fühlte. „Du sollst es erfahren. Die Drohnen, die nicht arbeiten, werden getötet, wenn die Regentage kommen. Die Bienenfrauen treiben sie dann aus dem Stock und bringen sie um. Und in der nächsten Jahreszeit kommen wieder kleine männliche Bienen, die ihre Zeit leben und dann auch getötet werden.“

„Wer regiert denn dieses Bienenvolk?“ fragte T'lini.

„Über allen steht eine Königin“, sagte Bones begeistert. „Sie

ist so groß wie Sandi und weiser als ich. Und alle Bienenfrauen verehren sie, neigen sich vor ihr und klatschen vor Freude in die Hände, wenn sie umherwandelt.“

Als Bones die staunenden Blicke der vielen Frauen sah, war er befriedigt. Am Nachmittag sandte er einen Brief an Sanders.

„Die Ortschaft Kobala'ba wimmelt von Frauen“, schrieb er darin. „Die Männer sind angeblich auf die Jagd gezogen, aber das ist eine Ausrede. Ich habe ihnen einen Vortrag gehalten über die Bienen, die so klug und weise in einem Staate zusammenleben. Das hat großen Eindruck auf die Frauen gemacht. Am Ende der Woche trete ich die Rückreise an. Morgen halte ich noch einen weiteren Vortrag über Botanik.“

Einen Monat später kehrte er zur Residenz zurück.

„Haben Sie den Leuten recht viel Weisheit verzapft, Bones?“ fragte Hamilton.

„Ich habe über Bienologie gesprochen, über die Sitten und Gebräuche dieser netten, kleinen Brummer, wie sie Honig sammeln und Waben bauen. Ich habe über die Vorgänge bereits in meinem Brief vom Vierundzwanzigsten des Monats berichtet. Bei meiner Abreise hat mir die Bevölkerung ihren wärmsten Dank ausgesprochen.“

„Haben Sie Makara gesehen?“ erkundigte sich Sanders.

„Nicht zu oft“, entgegnete Bones lächelnd. „Ich blieb vier Tage im Dorf, und der verdammte Schlingel kam mit seinen Freunden nicht wieder zurück. Wie mir die Frauen erzählten, ist er aber nur vier Meilen in den Wald marschiert und hat dort gewartet, bis ich wieder fortging.“ - Er sprach ernster, als er von den Ergebnissen seiner Nachforschungen berichtete.

„Ich fürchtete das schon“, sagte Sanders langsam. „Diese Sklavenwirtschaft kommt nicht zum erstenmal bei den Akasava vor.“

Er schickte durch eine Briefftaube eine Nachricht an einen

seiner Spione am oberen Lauf des Flusses. Aber lange bevor der Befehl, Makara zu verhaften, ausgeführt werden konnte, ereigneten sich seltsame Dinge in Kobala'ba.

Ein paar Tage nach Bones' Abreise saß Makara am Feuer vor seiner Hütte und erzählte seinen engeren Freunden, Ratgebern und Schmeichlern, wie er Gericht abgehalten habe. Er hatte sein Weib T'lini so lange geschlagen, bis er müde war. Darauf war sie zu anderen Frauen in den Wald gelaufen, die nach besonders wohlschmeckenden Affen jagten. Nur das zarte Fleisch dieser Tiere befriedigte Makaras verwöhnten Gaumen.

„Sie schrie ‚Wu!‘ und warf die Hände in die Luft“, berichtete Makara selbstgefällig. „Sie hat furchtbaren Spektakel und Lärm gemacht...“

Plötzlich schwieg er, denn seine Blicke fielen auf einen Trupp von Frauen, die aus dem Waldesdickicht herauskamen. Sie sollten doch eigentlich auf der Jagd sein und durften erst nach Tagen wieder zurückkommen. Erstaunt beobachtete er, daß sie immer näher kamen. Aber sie hatten weder Affen noch Tigerfelle, und es lag etwas Unheimliches in ihren ruhigen, gleichmäßigen Schritten. Die Strahlen der untergehenden Sonne färbten die Spitzen ihrer Speere blutig rot.

„O Weib“, rief Makara zornig, als T'lini näher trat. „Ich will dich auspeitschen -“

Blitzschnell senkte sie die Speerspitze und ritzte die Haut an seiner Kehle. Panischer Schrecken packte ihn, und er stürzte vor Entsetzen zu Boden. Als zwei starke Frauen ihn an Händen und Füßen fesselten, konnte er keinen Widerstand leisten. Ebenso erging es den anderen siebenundvierzig Männern des Dorfes. Die Frauen trugen sie zum Palaverhaus und legten sie dort in Fächerform auf den Boden. Dann erhob sich T'lini, die Frau des Häuptlings, und hielt eine Ansprache.

„Tibbetti, der Sohn Sandis, hat uns diese Geschichte erzählt“, begann sie und schaute in das verstörte Gesicht des Häuptlings,

der zu ihren Füßen lag. „Calacala, vor undenklich langer Zeit, arbeiteten alle Bienenfrauen eifrig und sammelten durch ihren besonderen Zauber den süßen Honig aus den Blumen. Und die Bienenmänner saßen daheim in ihren Hütten und aßen alles auf, was die Frauen ihnen brachten. Sie waren so faul, daß sie gar nichts taten und ihre Weiber töteten. Darauf hielten alle Bienenfrauen ein großes Palaver ab und sagten: ‚Von heute ab wollen wir die Bienenmänner am Ende jedes Jahres töten, und in der nächsten Blütenzeit wollen wir neue Männer nehmen und sie auch wieder töten, wenn wir sie nicht mehr brauchen.‘ Und unser Herr Tibbetti hat gesagt, daß das ganze Bienenvolk durch diesen großen Zauber glücklich lebt, so daß man es den ganzen Tag singen hört, wenn es an der Arbeit ist. Tibbetti hat uns alles dies gesagt, denn er ist weise und sieht mehr als wir.“

Sie trat ganz nahe an den Häuptling heran und hob den Speer.

„Jetzt werden wir glücklich werden“, sagte sie und stieß die Waffe mit voller Wucht in seine Kehle, wie sie es von ihm gelernt hatte...

Es dauerte einen vollen Monat, ehe die neuen Nachrichten aus dem fernen Hinterland Sanders erreichten. Eine kleine Kriegerfrau, die stolz Speer und Schild trug, brachte die Botschaft. Sanders lauschte ihren Worten, und obwohl er im Laufe seiner langen Tätigkeit schon die unglaublichsten Dinge erlebt hatte, stockte doch sein Atem, als er ihre Worte hörte.

„Es gibt jetzt keine Männer mehr in Kobala'ba“, sagte sie, als sie alles berichtet hatte. „Aber im nächsten Jahre wollen *Wir* zu den Dörfern am Fluß gehen und uns Männer nehmen, wie wir sie wollen. Aber, Sandi, wir wollen auch einen Häuptling haben, und weil wir wissen, daß du unserem Volke wohlgesinnt bist, haben wir ein großes Palaver abgehalten und einen Entschluß gefaßt. Wir bitten dich, mein Herr Sandi, uns deinen Sohn Tibbetti zu schicken. Er soll unsere Bienenkönigin sein und all den Zauber vollführen, von dem er uns erzählt hat.“

„Verteufelt unangenehm“, sagte Bones, als Sanders ihm seine Missetaten vorgehalten hatte.

## **II. Der Schwätzer**

Bei den Isisi lebte ein Mann, den alle Leute, sogar der Häuptling des Stammes, fürchteten. Dieser Mann war aber weder ein großer Krieger noch ein erfahrener Zauberdoktor. Er hieß M'anin, war groß und hager und gehörte dem einfachen Volk an. Seine Stimme war abstoßend und häßlich, trotzdem sprach er dauernd. Seine Worte klangen beißend und scharf, und er hatte vor niemandem Respekt. In früheren Tagen hatte ihn der Dorfhäuptling einmal mit einer biegsamen Rhinocerosspeitsche züchtigen wollen. M'anin sah ihn kommen und erschrak, denn er hatte schlecht von dem Häuptling und einer seiner Frauen gesprochen. Aber obwohl sein Herz wie Wasser war, trat er dem Häuptling kühn, ja unverschämt entgegen, denn es dämmerte dunkel eine Erkenntnis in ihm auf. Selbst die stärksten und wütendsten Leute kann man bezwingen, wenn man sie durch scharfe Rede angreift und nur fest auf dem Sinne beharrt.

„Ich sehe dich, Häuptling“, sagte er. „O ko! Du bist wie ein Affe, der vom Speer getroffen ist. Nun will ich dir die Wahrheit sagen. Du hast ein häßliches Gesicht, und du bist ein schlechter Häuptling. Wenn Sandi es erfährt, wird er dich absetzen.“

Er sprach so sicher und kühn, daß der Häuptling erschrak.

„M'anin, habe ich schlecht von dir gesprochen? Habe ich dir Böses getan? Warum machst du mich lächerlich vor meinem Volk?“

M'anin sah ihn nachdenklich an.

„Ich spreche nur die Wahrheit, und wenn sich jemand dadurch verletzt fühlt, so ist es seine eigene Sache. Ich rede, wie mir zumute ist, selbst zu Sandi.“

So blieb M'anin am Leben, wurde immer älter, und niemand wagte, ihm etwas zu tun, obwohl er überall verhaßt war. Frauen suchten seine Gunst zu erlangen; man schickte die besten und

leckersten Speisen in seine Hütte, um seine scharfe Zunge zu besänftigen. Obwohl die Isisi am Großen Strom leben und Unsauberkeit bei ihnen als Schande gilt, sagte man doch nichts über M'anin, der niemals badete. Er lebte mit einer sehr dicken Frau in einer Hütte abseits des Dorfes. Sie war häßlich und erinnerte an einen dicken Käfer. Wenn sonst niemand zuhörte, mußte sie seinen Wortschwall über sich ergehen lassen. Er ging nicht auf die Jagd, arbeitete nicht und sorgte auch kaum für seinen Lebensunterhalt. Aber wenn aus einer Hütte ein lockender Duft aufstieg, lud er sich dort selbst zu Gast. Und aus Angst vor seinen bissigen Worten ließen ihn alle an ihrem Mahl teilnehmen.

Manchmal lehnte er auch mit dem Rücken an einem Baum, und um ihn herum standen junge Leute. Dann sprach er schlecht von Dingen und Menschen, die ihnen gut erschienen. Zum Beispiel war er eifersüchtig auf den reichen Jäger Ogani und auf B'lini, dessen Boote den Strom auf und ab fuhren.

„Seht doch den großen Ogani, den sie einen tüchtigen Jäger nennen! Aber für mich ist er nur ein Fisch auf dem Trocknen, der hin und her zappelt und sein dummes Maul auf und zu macht... Oh, ihr einfältigen Leute, warum zittert ihr vor Sandi? Er hat doch auch nur ein Leben, und er kann doch auch nicht zu gleicher Zeit zwei Mahlzeiten essen. Er versteht nicht zu regieren - wäre sonst unsere Ernte schlecht ausgefallen?“

Vielleicht hatte man Sanders diese Äußerung hinterbracht, aber er hatte viel Nachsicht mit Schwätzern. Und M'anin, stolz und befriedigt über sein kühnes Auftreten, hütete sich wohl, diese geringschätzigen Worte zu wiederholen.

Aber dann sprach eines Abends jemand über Bones. Leutnant Tibbetts mochte für seine nächste Umgebung eine komische Figur sein und manchmal unverantwortliche Dinge sagen und tun; für die Leute am oberen Strom war Tibbetti jedoch das Symbol der rächenden Nemesis. Er strafte die Bösen und ließ selbst Häuptlinge erbarmungslos an den Galgen knüpfen. Das

kurze, rasselnde Stakkato seiner Maschinengewehre war bei vielen Stämmen in unvergeßlicher Erinnerung.

„Dieser Tibbetti ist ein entsetzlicher Narr“, sagte M'anin. „Er hat ja gar keine Augen, denn er steckt immer ein kleines Glas an die Stelle, wo sein Auge sein sollte.“

„O ko, M'anin“, erwiderte einer seiner bestürzten Hörer. „Hat er nicht die Leoparden vernichtet, die nachts in unsere Hütten kamen und uns so viel Leid antaten, daß wir uns schämen mußten?“

Die ‚Leoparden‘ waren eine eigenartige Geheimgesellschaft, die in der einen oder anderen Form in ganz Afrika bekannt ist.

„O ko“, spottete M'anin, „hat er nicht unendlich viele Soldaten zu dieser kleinen Arbeit gebraucht? Und sind die Leoparden nicht Freunde des Volkes?“

Seine Worte riefen allgemeines Staunen hervor, denn bisher hatte niemand gewagt, diese schrecklichen Leute öffentlich zu verteidigen. Aber M'anin wurde durch seine Erfolge immer kühner. Er hätte sogar die Gesetze der Regierung verteidigt, wenn ein anderer sie angegriffen haben würde.

„Diese Leoparden sind tüchtige Leute. Sie haben einen großen Juhu und leben auch heute noch. Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen. Zu Armen sind sie sehr gut, aber sie sind hart zu den Reichen. Jeder Leopard ist groß in den Augen der Geister, und selbst M'shimba-M'shamba soll mit ihnen im Bunde sein.“

Das war nur der kleine Anfang, Diese törichte Worte des Schwätzers hatten große Wirkung auf die Isisi; der Häuptling der Ochori sorgte allerdings dafür, daß die entstehende Bewegung im Keim erstickt wurde.

Bosambo war zwar ein despotischer König, aber er regierte trotzdem sehr weise. Er besaß den untrüglichen Instinkt des wahren Herrschers, der stets genau weiß, wann er nachgeben und wann er festbleiben muß, selbst wenn die Situation noch so

gefährlich erscheint. Aus persönlichem Ansehen und Popularität machte er sich wenig, und es blieb ihm gleichgültig, als M'lipi, ein kleiner Häuptling, der unter M'anins Einfluß stand, schlecht über ihn redete. Der Mann bezeichnete Bosambo als einen Fisch oder eine Schlange und verglich ihn mit einem komischen Juju, der keine Macht mehr besaß. Aber Bosambo ließ ihn nicht zu sich kommen, um die Schale des Zorns über ihn auszugießen. Nur als die Zeit kam, wo die Abgaben zur Residenz geschickt werden mußten, wurden M'lipis Boote mit dem Tribut auf dem Wege zur Ochoristadt gestohlen, und trotz des lebhaften Widerspruchs seiner Untertanen mußte er neue Abgaben ausschreiben, um die Steuern in die Residenz schicken zu können.

Eines Tages erhielt Bosambo die Nachricht von seinen Spionen, daß alte Leute sich heimlich im Walde trafen und ihn einen Unterdrücker des Volkes nannten (was er niemals war). Auch schalten sie ihn einen habgierigen Fremden (was zweifellos stimmte). Bosambo machte bei dieser Gelegenheit nur ein paar wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den Verstand alter Leute. Aber er rief seine sechs besten Führer zu sich, als er eine andere Mitteilung erhielt. - Vier Leute waren an einem geheimen Platz zusammengekommen.

„Dies sind die Tage der Frauen - Wa! Ich habe seit langem kein Blut mehr mit meinen Krallen fließen lassen“, sagten sie, und Bosambo waren diese Worte berichtet worden.

„In dem und dem Dorfe leben vier Leute, die zu den Leoparden gehören“, sagte er-. „Geht schnell und tötet sie, aber niemand darf etwas davon wissen.“

Die Unterhäuptlinge machten sich bei Nacht auf und marschierten bis zur Morgendämmerung. Dann legten sie sich nieder und schliefen während des Tages. Sobald es wieder dunkel wurde, nahmen sie die Wanderung von neuem auf, und durch vorsichtige Fragen gelang es ihnen, die Stelle im Walde zu finden, wo die Leoparden eine Geheimversammlung

abhielten.

Die vier sprachen gerade über die Aufnahme neuer Mitglieder, als plötzlich die sechs Ochori, mit Schild und Speer bewaffnet, auftauchten.

„Kommt mit uns“, sagte der erste und führte sie in eine tiefe Schlucht.

Dort wurden sie getötet und den Leoparden zum Fraß überlassen, die dort in Mengen lebten.

Bosambos große Hütte stand an der Flußseite der Stadt, und zwischen ihr und dem Ufer lagen nur seine Kornfelder und die Hütten seiner Wachtleute. Er war vorsichtig und hielt sich immer den Zugang zum Wasser und seinen drei Kanus offen.

Die Hütten der Wachtleute waren dem Ufer so nahe, daß man von dort aus Fische speeren konnte. Die jungen Männer, die die Leibgarde des Oberhäuptlings bildeten, wurden je nach Gelegenheit als Krieger oder als Ruderer verwendet. Es waren ausgesucht schöne, schlanke Menschen von großer Kraft und Tapferkeit. Auf ihre Stellung waren sie nicht wenig stolz, und jeder trug als Zeichen seiner Würde ein rotes Tuch um den Kopf.

Eines schönen Tages saß Bosambo im Schatten einer großen Grasmatte und sprach mit Bosongo, dem Führer seiner Leibwache. Die Unterhaltung drehte sich um eine Isisifrau. Die Leute von der Leibwache durften nicht heiraten. Wenn sie sich eine Frau nahmen, gehörten sie wieder zu der großen Masse der Krieger, die keine feuerroten Kopftücher trugen.

„Mein Herr Bosambo, ich glaube, meine Zeit ist gekommen, denn diese Frau ist wunderbar schön, und ihr Vater ist reich. Ich will mir eine Hütte bauen und dir treu ergeben bleiben. Gib mir den Befehl über ein Regiment Speerleute, wie du es früher mit T'furi und M'suri Balana getan hast.“

Bosambo zog eifrig an seiner langen Pfeife und verpestete die Gegend mit dem Geruch seines schlechten Tabaks.

„Das will ich tun, Bosongo. Aber die Isisi sind ein merkwürdiges Volk und dulden es nicht, daß Frauen ihres Stammes den Fluß überschreiten, um in einem fremden Land zu wohnen. Es gibt doch auch hier in der Ochoristadt genügend Frauen.“

Bosongo nickte und drückte dadurch aus, daß er nicht zustimmte.

„Das Mädchen hat mich sehr gerne, und sobald ihr Vater mir Salz und Stäbe und Ziegen gegeben hat, die sie als Mitgift erhält, bringe ich sie bei Nacht in meinem Kanu hierher, und dann ist alles gut.“

Aber Bosambo ließ sich nicht so leicht überzeugen. Es lag ihm nichts an Stammesgebräuchen, aber er sah Verwicklungen voraus. Die Isisi benahmen sich in letzter Zeit ziemlich herausfordernd, denn ihre Ernten waren gut gewesen, und die Leute besaßen viel Korn und Salz. Unter diesen Umständen war die Kriegsgefahr sehr groß.

„Wenn nun aber aus dieser Sache ein Mordpalaver wird, was soll ich dann meinem Herrn Sandi sagen, der beinahe mein Bruder ist? Sind wir nicht zusammen in die Missionsschule gegangen und haben dort von Marki, Luki und Johann gelernt, die die Zauberdoktoren der Weißen sind? Ich will es mir noch einmal überlegen, Bosongo, und in ein paar Tagen sollst du hören, zu welcher Entscheidung ich gekommen bin.“

„O Herr, es wird kein schlechtes Palaver geben“, erwiderte Bosongo eifrig, „denn diese Frau ist schon oft mit ihrem Vater und seinen Ruderern zu meinem Haus gekommen.“

Bosambo sah ihn verständnislos an. - „Ich habe keinen kleinen Häuptling der Isisi in der Stadt gesehen.“

Bosongo fühlte sich nicht sehr behaglich.

„Er brachte sie zur Nachtzeit, da er wußte, wie sehr ich sie liebe. Am Morgen nahm er sie wieder mit.“

Bosambo sagte nichts mehr und winkte den Mann fort.

In der Dämmerung kam ein Späher Bosambos aus dem Land der Isisi zurück, denn der Häuptling der Ochori überließ nichts dem Zufall. Der Geheimbund der Leoparden, der vor drei Jahren nach großen Schwierigkeiten durch eine ganze Kompanie Haussas mit vier Maschinengewehren vernichtet worden war, breitete sich wieder von den Unteren Akasava bis zu den Oberen Isisi aus. Und doch hing im Wind noch das Tau, an dem der Führer der Leoparden gehängt worden war.

Eine Stunde lang unterhielt sich Bosambo mit seinem Mann im Dunkel seiner Hütte... Später in der Nacht schlich sich der Späher wieder davon und ging am Ufer des Flusses entlang, bis er nach einem Weg von einer Meile zu einem Boot mit fünf Ruderern kam. Er gab einen kurzen Befehl, und der Gefangene, der gefesselt und geknebelt darin lag, wurde von den Ruderern an Land gebracht. Sie lösten die Fesseln und entfernten den Knebel, dann gaben sie dem Mann einen Becher Wasser zu trinken.

„Komm mit mir, kleiner Leopard“, sagte der Späher. „Wenn du Bosambo die Wahrheit sagst, so wird dir nichts geschehen.“

Nach dieser Versicherung ging er schweigend in ihrer Mitte, bis sie in die Nähe der Ochoristadt kamen. Dann führten sie ihn auf Geheimwegen zu der großen Hütte Bosambos, in der er allein schlief.

Man gab ihm Bier zu trinken, und er wurde immer redseliger, je mehr er trank. Schließlich war Bosambo zufrieden.

In derselben Nacht kamen drei Leoparden aus dem Stamm der Isisi, die auf geheimnisvolle Weise von dem Tod der vier Leoparden in der Schlucht erfahren hatten. Geräuschlos kamen sie in einem schwarzen Kanu angerudert, schlichen sich zwischen den Wohnungen der Wachtleute hindurch und erreichten die Hütte Bosambos. An ihren Händen trugen sie mit scharfen Stahlklauen versehene Fausthandschuhe aus

Leopardenfell, das Abzeichen des Geheimbundes. Einem von ihnen gelang es, in die Hütte hineinzukommen, und er stieß mit einem Messer auf einen Mann los, den er im Dunkeln unsicher vor sich sah. Und als er fühlte, daß sein Opfer in Todeszuckungen lag, brauchte er seine Krallen, wie es das Ritual vorschrieb.

Der Mörder kroch langsam zum Ausgang zurück, aber plötzlich packte ihn eine große Hand am Genick und drückte sein Gesicht auf den Boden. Im nächsten Augenblick saß ihm das Knie Bosambos im Rücken. Er machte einen schwachen Versuch, wieder in die Höhe zu kommen, aber ein Schlag streckte ihn nieder.

Als er wieder zu sich kam, lehnte er mit dem Rücken an einem Baum, und die Morgendämmerung brach eben an.

„O Mann, ich sehe dich!“ sagte Bosambo. „Was für eine böse Tat hast du begangen!“

Er sah nach rechts, und die Blicke des Gefangenen folgten ihm. Der Leopard, der Bosambo so viel erzählt hatte, lag dort in seinem Blute. Die beiden Ruderer der Isisi, die ihn begleitet hatten, sah der Mann freilich nicht, denn Bosambo hatte sie am Flußufer umbringen lassen.

„Diesen Mann hast du ermordet“, fuhr Bosambo fort. „Deshalb schicke ich dich zur Residenz, wo Sandi sein Urteil sprechen wird. Ich kann dich nicht töten, weil ich mein Wort verpfändet habe, und in meinem Lande, das ich für Sandi und seinen König regiere, bricht niemand das Gesetz. Aber jetzt wirst du mir sagen, wer dich ausgeschickt hat und wer das Oberhaupt der Leoparden ist, und noch viele andere interessante Dinge.“

Der Gefangene starrte ihn dumpf an.

„Der Leopard haßt und stirbt“, erwiderte er eisig. „Du weißt, Bosambo, daß wir nicht von unserem schrecklichen Juju sprechen.“

„Und doch wirst du zu mir sprechen. Und wenn du mich haßt, bei Ewa, dem Tod, du sollst mich noch mehr hassen, bevor Sandi dich an einem langen Tau aufhängt und alle seine Soldaten über dich spotten.“

Eine Stunde später saß Bosambo vor einem großen Kasten auf der Erde und schrieb mit großer Mühe einen Brief. Das Blatt, das vor ihm lag, war so dünn wie Zigarettenpapier. Als er fertig war, sandte er seine Botschaft mit einer Brieftaube zur Residenz.

„Reise schnell, mein kleiner Freund“, sagte er und warf den Vogel in die Luft.

Im Hauptquartier der Haussa saß ein bössartiger, alter Major, der Leutnant Tibbetts furchtbar haßte. Zur Erklärung mag angegeben werden, daß er zuviel trank und an verschiedenen Tropenkrankheiten litt, die die Stimmung und gute Laune bei einer Temperatur von vierzig Grad Celsius im Schatten allerdings verderben konnten. Seine Briefe brachten Bones regelmäßig zur Verzweiflung.

Einmal kam der Major sogar persönlich auf einer Inspektionsreise zur Residenz an der Mündung des Großen Stromes.

„In der Tat sehr nett“, meinte er, als er die Kompanieabrechnungen durchblättert. „Ich vermute, daß Sie der hierfür verantwortliche Offizier sind?“

„Jawohl“, bemerkte Bones kurz und selbstzufrieden.

„Ist die Sache nicht von einem ungebildeten Nigger gemacht worden, der erst seit kurzer Zeit in die Geheimnisse der englischen Sprache einzudringen sucht?“

„Durchaus nicht!“

„Dann werden Sie meinen Irrtum verzeihen“, erklärte der Major ungewöhnlich freundlich. „Aber er ist verständlich, wenn man diese unleserlichen Schriftstücke betrachtet. In meinem ganzen Leben habe ich so etwas noch nicht gesehen!“

Bones war froh, als Omes wieder von dannen zog. Er bemühte sich, die unangenehmen Vorgänge möglichst bald wieder zu vergessen. Einen Monat später hatte er eine neue Liebhaberei, nachdem er ein Buch über Seelenwanderung gelesen hatte. Es schien für Kinder geschrieben zu sein, denn er verstand alles bis zum letzten Satz.

Wie gewöhnlich teilte er anderen Menschen von seinen geistigen Eroberungen mit. Das begann schon morgens beim Frühstück, obwohl Hamilton krampfhaft versuchte, die Gedanken seines Untergebenen auf irdische Dinge abzulenken.

„Wissen Sie schon, mein lieber, alter Vorgesetzter und Kamerad“, begann Bones, „daß unsere Seele nur vorübergehend von unserem Körper Besitz ergriffen hat? Ich meine, daß sie sich einmal hier und einmal dort verkörpert und dann wieder davonflitzt?“

„Wollen Sie so gut sein, Bones, und sofort nach dem Depot flitzen und einmal die Bestände an Drillichhosen für die Hausas nachzählen? Und wenn Sie damit fertig sind, flitzen Sie schnell in die Schreibstube der Kompanie und zählen die Personalbogen der Mannschaft nach. Major Omes hat wieder geschrieben.“

„Gewiß, mein lieber, alter Ham; aber ich bitte Sie, einmal kurze Zeit nicht vom alten Omes zu sprechen. Es macht mich krank, wenn ich immer seinen Namen höre. Haben Sie verstanden, was ich Ihnen eben erklären wollte? Ihre Seele hat sich früher die Körper niederer Tiere als Behausung ausgesucht. Vielleicht waren Sie eine Ente oder sogar eine Schlange. Es ist einfach entsetzlich, wenn man daran denkt. Vielleicht sind Sie auch eine Katze gewesen. Denken Sie einmal, wenn Sie jetzt auf der Veranda säßen und ich Sie in den Schwanz kneifen würde! Wie Sie davonsausen würden!“

„Sie waren früher bestimmt ein Scheusal von Hyäne“, brummte Hamilton. „Oder ein Papagei.“

„Nein, ein Paradiesvogel“, fiel ihm Bones ins Wort. „Es ist

merkwürdig, ich habe doch schon so oft geträumt, daß ich fliegen könnte und Federn auf dem Kopf hätte.“

„Dann waren Sie damals bestimmt ein Engel, Sie verrücktes Huhn“, knurrte Hamilton.

„Meiner Ansicht nach -“

„Seien Sie doch endlich ruhig, Bones“, seufzte Sanders.

Bones stand auf und verneigte sich.

„Ich hätte ja gar nichts dagegen“, sagte Hamilton später zu Sanders, als sie allein waren. „Aber er bringt die ganze Kompanie durcheinander. Abibu, der ein strenggläubiger Moslem ist, wäre beinahe in die Luft gegangen, als ihm Bones erzählte, daß er früher wahrscheinlich ein Meerschweinchen gewesen sei.“

Bones begnügte sich nicht damit, seinen lieben Mitmenschen zu erzählen, in welcher Gestalt sie ihm vor Zeiten begegnet seien. Er erinnerte sich jetzt auch an seine eigenen früheren Existenzen.

„Heute morgen fiel es mir ein, alter Junge“, sagte er zu Hamilton. „Die Erinnerung kam mir wie eine blitzartige Erleuchtung. Ich lebte in Rom zur Zeit des netten alten Nero, und ich befand mich im Hippodrom, wo die armen, netten Christen zu Tode gehetzt wurden.“

„Waren Sie Nero oder das Hippodrom?“ fragte Hamilton seufzend. „Vermutlich meinen Sie das Colosseum?“

„Ja, es war eins dieser ganz großen Gebäude. Nero saß in seiner Staatsloge, die ganz mit Gold und Purpur dekoriert war. Ich selbst -“

„Spielten Sie etwa im Orchester mit?“

„Nein, mein lieber alter Ham, ich war unten in der Arena. Löwen jagten hinter mir her. Ich fühlte schon den heißen Atem an meiner Schulter, und sie wollten sich gerade auf mich stürzen, als ich aufwachte.“

„Schade, daß Sie nicht ein paar Sekunden länger geträumt haben. Dann hätten die Löwen Sie aufgeessen, und ich wäre Sie los und könnte mir einen anderen Leutnant schicken lassen.“

Bones zuckte nur mitleidig die Schultern, ging zu seiner Hütte zurück und schrieb einen Brief zu Ende, der an die Neue Theosophische Gesellschaft gerichtet war.

Seine Liebhabereien waren im Grunde ganz unschuldiger Natur, und es hätte sich niemand darüber beschwert, wenn er nicht stets den inneren Drang gefühlt hätte, seine neuen Kenntnisse auch anderen Menschen beizubringen.

Sanders erhielt die Taubenbotschaft, die Bosambo in Arabisch gekritzelt hatte, und war sehr beunruhigt. Er hatte den untrüglichen Instinkt für ursächliche Zusammenhänge, und als er eine Stunde über das gefährliche Wiederauftauchen der Leoparden nachgedacht hatte, fand er eine befriedigende Erklärung.

Er schickte nach Leutnant Tibbetts, und Bones erschien auch gleich darauf. Er hielt ein Telegramm in der Hand und machte ein niedergeschlagenes Gesicht.

„Unangenehme Nachricht? Ist etwa Major Omes -“, fragte Hamilton.

„Aus dem irdischen Jammertal davongeflitzt“, sagte Bones traurig. „Zu seinen lieben, alten Papas versammelt. Tragisches Schicksal.“

„Major Omes?“ Hamilton runzelte ungläubig die Stirne.

„Ja, er ist nun auch so ein netter, alter Engel geworden“, erwiderte Bones düster. „Noch nie in meinem Leben habe ich einen solchen Schock bekommen.“

„Tot?“ fragte Hamilton.

„Beinahe, alter Kamerad. Er hat einen Zusammenbruch gehabt, so daß sie ihn auf den Dampfer bringen mußten. Eine traurige, alte Ruine.“

Major Omes war tatsächlich noch nicht den Weg allen Fleisches gegangen. Am Morgen nach einer schweren Sitzung im Kasino war es furchtbar heiß gewesen, und als Omes den Versuch machte, durch Turnen sein überflüssiges Fett zu vermindern, erlitt er einen Schlaganfall. Beinahe hätte es eine Lücke in der Rangliste gegeben.

„Schade“, sagte Sanders, als er den wahren Sachverhalt erfuhr. „Aber Bones, ich habe einen Auftrag für Sie. Gehen Sie mit zwanzig Mann und einem Maschinengewehr ins Land der Isisi und verhaften Sie M'anin. Bringen Sie ihn sofort hierher. Verhaften Sie auch Tigisaki und B'welo...“ Er nannte noch ein halbes Dutzend anderer Namen.

„Bei dem geringsten Widerstand lassen Sie sofort scharf schießen. Die Leoparden haben sich wieder organisiert, und diesmal wollen wir reinen Tisch machen.“

Bones fuhr mit dem Regierungsdampfer ‚Zaire‘ ab. Im Augenblick hatte er keine Zeit, an Seelenwanderung zu denken. Zehn Tage lang verfolgte er Tigisaki und seine zehn Anhänger durch Dschungel, Sümpfe und unzugängliches Gelände bis an die Grenzen des Landes, das dem Großen König gehört. Eine weitere Woche verbrachte er damit, im Mondlicht geheime Versammlungen zu belauschen und entsetzliche Riten zu beobachten. Er sah, wie Leichen ausgegraben wurden, und erlebte andere fürchterliche Dinge. Aber schließlich gelang es ihm, den Geheimbund der Leoparden zu vernichten und die Missetäter gefangenzunehmen. Auf dem Rückmarsch kam Bones durch die Wälder zur Stadt der Isisi und hielt dort in dem kleinen Palaverhaus am Ufer des Flusses Gericht ab.

Auch M'anin erschien und war durchaus nicht eingeschüchtert, obwohl er zwischen zwei Haussas mit aufgefplantem Bajonett stand. Er verließ sich auf seine wunderbare Redegabe.

„Ich sehe dich, Tibbetti“, sagte er unverschämt. „Und ich will

dir alles ganz genau sagen, denn beim letzten Vollmond ist ein neuer starker Geist in mich gefahren. Ich glaube, die Seele eines großen weißen Mannes ist zu meinem Herzen gekommen.“

„Was sagst du da?“ fragte Bones interessiert. Zufällig hatte Major Omes beim letzten Vollmond den Schlaganfall gehabt.

„Ja, so ist es“, fuhr M'anin fort. „Und ich kann ohne Furcht zu dir sprechen, denn du bist nur ein kleiner Mann in meinen Augen und handelst sehr töricht. Du bist wie ein Kind, und die Leute lachen über dich. Ich habe noch niemals einen Menschen gesehen, der so wie du den kleinen Affen gleicht, die auf den Bäumen sitzen.“

Bones hörte ihm verblüfft zu, und M'anin war zufrieden mit dem Eindruck, den er gemacht hatte.

„Nun wirst du mich und diese Leute hier verlassen und fortgehen“, sprach er weiter, „und ich werde die Leoparden zurückbringen. Denn habe ich sie nicht wieder zum Leben erweckt, als sie bereits tot waren? Habe ich sie nicht gelehrt, mit Klauen in den Wald zu gehen? Habe ich nicht dabei gesessen, als sie tanzten und ihren Zauber vollführten? Dies alles sage ich dir, weil ich keine Furcht vor dir habe. Du bist wie ein Fisch -“

Plötzlich drohte ihm Bones mit dem Finger.

„Omes, alter Junge“, rief er plötzlich in englisch. „Sie haben sich den falschen Körper aus gesucht. Das kommt Ihnen teuer zu stehen!“

Er wandte sich an den Sergeanten Abibu.

„Hänge ihn an dem hohen Baum dort auf!“

### **III. Der Reformator**

Es ist unmöglich, die Bevölkerung afrikanischer Kolonien nach denselben Grundsätzen zu regieren wie europäische Länder. Bisher hat jeder Versuch gezeigt, daß die Gesetze der Weißen nicht ohne weiteres auf die Eingeborenen angewendet werden können.

Aber es gab einmal einen dienstefrigen hohen Kolonialbeamten, der mit einem besonderen Sinn für Ordnung begabt war. Er machte allerhand Entdeckungen und legte seine Meinung darüber auch schriftlich nieder. Eine Stelle aus seinem Bericht mag hier zitiert sein:

„Die Rechtsprechung in den Kolonien befindet sich in einem vollständig chaotischen Zustand. In manchen Gebieten haben die verantwortlichen Beamten die Gebräuche der Eingeborenen angenommen und sie als gültiges Recht anerkannt, in anderen Gebieten ist es zu einer Art Kompromiß zwischen den von der englischen Regierung erlassenen Gesetzen und den Gewohnheiten der Eingeborenen gekommen..“

Mit großem Fleiß machte sich dieser Mann an die Arbeit, dem seiner Ansicht nach unwürdigen Zustand ein Ende zu bereiten, und so entstand der ‚Kleine Tich-Code‘, über den noch heute viel geschimpft und gespottet wird, wenn sich alte, erfahrene Verwaltungsbeamte und Offiziere beim Frühschoppen treffen.

In dem Gebiet, das Amtmann Sanders verwaltete, gab es manche Gebräuche, die den Europäern auf den ersten Blick abstoßend und grausam erscheinen mochten. Wenn die Regierung ihm die nötigen Militärkräfte zur Verfügung gestellt und ihn ausreichend mit Maschinengewehren versehen hätte, würde er diese Sitten vielleicht nach jahrelangem, blutigem Kriegszustand ausgemerzt haben. Aber mit Sicherheit kann man das auch nicht sagen.

Sanders hatte jedoch seine eigenen praktischen Methoden, die

Eingeborenen zu regieren, und die einheimische Bevölkerung hieß diese Methoden gut, obwohl sie manchmal von schweren Strafen getroffen wurde. Es gelang Sanders, das Zauberwesen und die Menschenopfer zu unterdrücken. Mit Strang und mit Eisen bekämpfte er die Geheimgesellschaften, und ebenso hart verfuhr er mit den Räubern. Wenn es sich aber um Gebräuche handelte, die zwar von europäischer Art abwichen, sonst jedoch auf gesundem Menschenverstand beruhten, war er sehr nachsichtig.

Eines Tages kam ein Brief zur Residenz, der an den geschäftsführenden Beamten adressiert war.

Leutnant Tibbetts war zur Zeit der einzige anwesende Beamte, denn Sanders befand sich auf einer Inspektionsreise und Hamilton auf einem dreitägigen Urlaub, um Leoparden zu jagen.

Bones öffnete den Brief, der an ihn persönlich gerichtet zu sein schien, und las:

„Sir, ich schreibe diese Zeilen an Sie in der Hoffnung, in Ihnen einen Beamten zu finden, der wenigstens einigermaßen mit wissenschaftlichen Methoden vertraut ist. Es ist mir gleich, welchen Rang Sie einnehmen, wenn Sie nur auf die wissenschaftlichen Gründe meines Schreibens eingehen. Ich setze voraus, daß Sie von dem Zusammenbruch unserer Kultur überzeugt sind und nichts von den verweichlichenden Tendenzen unserer sogenannten Zivilisation halten..“

Bones beantwortete den Brief sofort, und hieraus entwickelte sich eine Korrespondenz, die über ein halbes Jahr dauerte.

Niemand kümmerte sich um die geschäftige Tätigkeit des Leutnants Tibbetts. Sanders bemerkte allerdings, daß Bones von Zeit zu Zeit umfangreiche Bände auspackte, die er aus Europa erhielt, und Hamilton fiel es auf, daß sich der junge Mann zu Hause eifrig mit der Lektüre dieser Bücher beschäftigte.

„Nehmen Sie schon wieder brieflichen Unterricht?“ fragte er.

„Nein“, erwiderte Bones ernst.

„Haben Sie wirklich nicht einen brieflichen Unterrichtskurs belegt ‚Wie lerne ich das Saxophonspielen gründlich in drei Stunden‘?“

Bones lächelte nur verächtlich.

„Oder machen Sie vielleicht einen juristischen Kurs mit ‚Jedermann sein eigener Rechtsanwalt‘?“

Bones zuckte mitleidig die Schultern.

„Aber mein guter, alter Kamerad und Vorgesetzter, warum reden Sie so entsetzlich viel? Warum machen Sie sich über mich lustig? Das ist ein schlechtes Symptom - Ihre Medella scheint nicht mehr zu funktionieren!“

„Bones nimmt wahrscheinlich irgendeinen medizinischen Kursus“, meinte Sanders, als er mit Hamilton allein war. „Mit der letzten Post ist ein dicker Band über Eugenik gekommen.“

Hamilton wollte der Sache aber auf den Grund gehen, und bei der nächsten Gelegenheit sprach er Bones wieder daraufhin an.

„Mein lieber Ham“, erwiderte Bones freundlich. „Das verstehen Sie doch nicht. Eugenik handelt davon, wie der menschliche Körper gesünder, besser und schöner gemacht werden kann.“

„Wollen Sie dazu etwa Patentmedizinen gebrauchen?“ fragte Hamilton argwöhnisch. - Bones lächelte überlegen.

Hamilton war sehr erstaunt, als er eine Woche später erfuhr, daß der Korrespondent von Bones kein anderer als Sir Septimus Neighbour war. Auch er hatte schon von diesem großen Gelehrten gehört, der in Harley Street seit vielen Jahren eine glänzende Praxis hatte. Sir Septimus hatte viele Werke über Eugenik geschrieben, er hatte auch die Bewegung ‚Zurück zur Natur‘ gegründet, war dabei jedoch mit der Polizei in Konflikt gekommen. An einem Sonntagmorgen hatte er nämlich eine Prozession halbnackter Anhänger in den Hyde-Park geleitet, um

gegen den unhygienischen Charakter der modernen männlichen Kleidung zu protestieren. Er selbst setzte seine Theorien auch in die Praxis um und trug zu Hause nur ein Paar ganz kurzer Hosen und Sandalen. Daraufhin kündigten ihm seine sämtlichen Dienstboten. Es ist auch verständlich, daß korpulente Damen, die ihn wegen einer Abmagerungskur konsultierten, über seine Erscheinung entsetzt waren und ihn in Zukunft nicht mehr aufsuchten. Seine Praxis ging daher mehr und mehr zurück, und er wurde ein Opfer seiner mißgünstigen Berufskollegen, wie er sagte. Da er aber über ein großes Vermögen und über Zeit verfügte, ließ er sich in große Zeitungspolemiken ein und fand Befriedigung darin.

Unter dem Einfluß dieser Korrespondenz begann auch Bones seine Kleidung zu ändern. Er trug keine Strümpfe und Gamaschen mehr, und eines Morgens erschien er mit nackten, haarigen Beinen am Frühstückstisch. Hamilton schauderte über die dünnen Gliedmaßen des jungen Mannes, sagte aber nichts. Ein paar Tage später kam Bones zum Mittagessen mit einem einfachen, ärmellosen Netzhemd und einer Badehose.

„Gehen Sie sofort in Ihr Quartier zurück und ziehen Sie sich anständig an!“ brummte Hamilton.

„Das ist Hygiene, mein alter Ham“, protestierte Bones.

Sanders sagte nichts.

Es ging sogar das Gerücht unter den Haussas, daß Bones diese letzten Kleidungsstücke fortließ und am Ufer nur mit einem Tropenhelm und einem Palmenfächer spazierenging. Er selbst stritt es auch nicht ab, als Hamilton ihm darüber Vorwürfe machte.

„Wir tragen zuviel Kleider, alter Kamerad. Zurück zur Natur - noch nie in meinem Leben habe ich mich so wohl und leicht gefühlt, als seitdem ich diesen unnötigen Panzer von Kleidern abgelegt habe. Die Leute sterben ja vor der Zeit und verkürzen ihr Leben, wenn sie in diesen dicken Jacken und Hosen

herumlaufen! Glauben Sie es mir nur!“

Am Abend erschien er nicht zur Mahlzeit, und Hamilton ging in das Quartier, um einmal nach dem Rechten zu sehen. Er fand Leutnant Tibbetts, der sich von seinem Burschen den Rücken mit Creme einstreichen ließ.

„So einfach ist das nicht, alter Ham. Man muß sich erst an diese Nacktkultur gewöhnen. Im Moment bin ich außer Gefecht gesetzt - ultraviolette Strahlen, Ham... arsch! Du verdammtes Schwein!“ rief er seinem Burschen auf arabisch zu. »Willst du mich wohl vorsichtig mit deinen dicken Pfoten massieren?“

Bones erzählte bei dieser Gelegenheit auch, daß Sir Septimus ihm Briefe über Eugenik schrieb.

„Er kommt übrigens hierher“, erklärte er wichtig.

„Was - zu uns?“ fragte Hamilton ungläubig.

„Ganz bestimmt - ich habe ihn selbst eingeladen.“

„Da hört doch alles auf! Hat er sich denn wenigstens vorher die Einreiseerlaubnis besorgt?“ fragte Hamilton eisig. „Sie wissen doch, daß er sonst nicht hier landen darf.“

„Alles in bester Ordnung, mein lieber, alter Vorgesetzter und Kamerad. Lieber, alter Ham, lassen Sie es sich nur sagen - Sie belasten Ihr Herz viel zu sehr durch diese ungesunde, dicke Kleidung.“

Bones trug ein Netzhemd, das auf dem Rücken einen leichten Buckel zeigte. Dort saß der Wattebausch, mit dem er die wunden Stellen seines Rückens bedeckt hatte.

„Der gute, alte Sir Sep sagt, daß die einzig vernünftigen Leute die Eingeborenen am Großen Strom sind. Er will hierherkommen und einmal ein Jahr lang mit ihnen zusammenleben.“

„Wie will er sich denn mit ihnen verständigen - spricht er etwa ihre Sprache?“ fragte Sanders.

Zum größten Erstaunen des Amtmanns nickte Bones.

Wer Sir Septimus genauer kannte, wunderte sich nicht darüber. Er war außerordentlich sprachenbegabt und hatte in sechs Monaten mehr von der Bomongosprache gelernt als der Missionar, der ihn während seines Urlaubs darin unterrichtete.

Sanders strich nachdenklich über sein Kinn. Er liebte derartige Experimente in seinem Gebiet nicht, besonders wenn sie von Leuten ausgeführt wurden, die nicht mit dem Land vertraut waren.

Mit der nächsten Post erhielt er einen Brief des Kolonialamts, in dem Sir Septimus Neighbour unter Aufzählung all seiner Titel ganz besonders seinem Schutz empfohlen wurde. Und mit dem nächsten Postdampfer kam der Gelehrte selbst an.

Es war ein kleiner, schwächlicher Mann mit einem kahlen Kopf. Ohne den großen, graumelierten Bart hätte er wenig vorteilhaft ausgesehen. Eine Hornbrille machte sein Gesicht etwas intelligenter.

Sein Gepäck bestand aus einem Handkoffer, einem Schmetterlingskäscher und einem Paar Gummistiefeln, die er außen an seine Handtasche gebunden hatte. Seine Hosen waren so kurz, wie sie Sanders noch nie gesehen hatte. Vom Gürtel aufwärts trug er nichts als einen leichten Leinenrock, der seinen eckigen, knöchigen Oberkörper verhüllte. Aber auch dafür entschuldigte er sich noch.

„Ich hatte Unannehmlichkeiten auf dem Schiff“, sagte er mit einer hohen, schrillen Stimme und gestikulierte mit den Händen. „Es ist entsetzlich, wie prüde die Menschen sind. Diese Europäerinnen sind einfach schrecklich.“

Sanders sah zu Bones hinüber, der den Gelehrten am Ufer abgeholt hatte. Der junge Mann war ebenso gekleidet wie Sir Septimus, nur seine Rocktasche war ungewöhnlich dick. Sanders vermutete, daß Bones im letzten Moment vor der Begrüßung am Ufer sein Hemd ausgezogen und es eingesteckt hatte.

„Meine vorgesetzte Behörde hat mir geschrieben, daß ich Sie zu einem der primitivsten Stämme ins Land schicken soll“, meinte Sanders. „Ich habe deshalb den Eingeborenen von Lulanga den Auftrag gegeben, eine neue Hütte für Sie zu bauen. Sie sind die einfachsten Leute, die hier im Territorium leben, und selbst die N'gombi halten die Art, wie sie gehen, für etwas anstößig.“

Sir Septimus hörte den leicht ironischen Ton des Amtmanns nicht und nickte ernst.

„Das entspricht vollkommen meinen Wünschen. Mit der Hütte bin ich allerdings nicht einverstanden. Ich brauche weder Hütten noch Häuser, ich wohne unter dem freien Himmelszelt und schlafe auf dem Boden der Mutter Erde. Ich will genauso leben wie die Eingeborenen selbst.“

„Die wohnen aber in Hütten!“ erklärte Sanders.

»Dann werde ich sie lehren, daß es viel besser ist, im Freien zu schlafen. Ich sehe schon, daß ich hier eine große Mission zu erfüllen habe“, sagte Sir Septimus mit viel Würde. „Ich werde sie ebenso unterrichten wie meinen Schüler hier.“ Er zeigte auf Bones, der bis über die Ohren rot wurde. „Er hat mir auch geschrieben, daß er auf dem nackten Boden schläft, morgens ein paar Beeren genießt und einige rohe Früchte zu Mittag -“ „Ja, das habe ich oft getan“, erwiderte Bones unnötig laut. „Ganz bestimmt habe ich so gelebt. Ham, alter Kriegskamerad, Sie können es ja bestätigen, ich habe immer nach der Natur gelebt.“

„Als Sie das letztmal den Fluß hinauffuhren“, entgegnete Hamilton langsam, „haben Sie sich schwer darüber beklagt, daß es in der Wohnkabine auf der ‚Wiggle‘ zieht. Außerdem wollten Sie die Matratze neu aufgepolstert haben. Und ich weiß noch ganz genau, was für einen Spektakel Sie gemacht haben, als Ihr Schlafsack verlorenging -“

Aber Bones hörte das nicht mehr. Er hatte Sir Septimus am Arm genommen und ihn auf die Veranda hinausgeführt.

Am nächsten Sonntagmorgen verließ Sir Septimus die Residenz in einem Kanu, das ihn nach Lulanga bringen sollte. Sobald man ihn von der Abfahrtsstelle aus nicht mehr sehen konnte, zog er seinen Rock aus, dieses einzige Zugeständnis, das er der verhaßten Zivilisation gemacht hatte.

Das Gebiet von Lulanga liegt am schmalsten Teil des Oporiflusses, der sich in vielen Windungen durch die Wälder zieht, bis er französisches Gebiet berührt.

Von alters her waren die Leute von Lulanga wegen ihrer Lebensweisheit und ihrer Einfachheit berühmt. Am Großen Strom wußte man überall, daß die Einwohner von Lulanga klug waren, aber primitive Gewohnheiten hatten. Sie gehörten eigentlich zu dem Stamm der Isisi, aber sie zahlten dem König dieses Volkes keine Abgaben und leisteten ihm auch nicht Heeresfolge. Sie wurden N'gombi genannt, das heißt ‚Bewohner des Waldes‘, aber sie waren ein ausgesprochenes Wasservolk und schwammen und fischten seit ihrer frühesten Kindheit. Bosambo, der sich wenig um Traditionen kümmerte, erklärte sie als Ochori und schickte seine Leute zu ihnen, um Tribut von ihnen einzusammeln. Sie zahlten auch ohne Widerspruch, aber bei dem nächsten großen Palaver der Häuptlinge, das unter dem Vorsitz Sanders' geführt wurde, ging es Bosambo schlecht. Er mußte alles zurückzahlen und sich entschuldigen.

Die Weisheit der Lulangaleute bestand vor allem darin, daß sie in die Zukunft sahen und wußten, daß auch andere Tage kommen konnten. Sie hielten fest an alten Gebräuchen und trugen keine Kleider.

Auf der ganzen Welt gibt es nur drei Völker, die vollständig nackt gehen, und die Lulanga gehören zu diesen. Sie hielten an dieser Sitte fest, obwohl sie von allen deshalb verurteilt und über die Schulter angesehen wurden. In früheren Zeiten wurden sogar Kriege deshalb geführt. Ihre kannibalischen Nachbarn wollten sie zwingen, wenigstens einen Lendenschurz zu tragen. Darauf halten sogar die wildesten Stämme, denn die Eingeborenen sind

von Natur aus schamhaft. Aber durch besondere Klugheit und Tapferkeit gelang es den Lulanga, alle Angriffe der Feinde abzuschlagen und an ihren ererbten Traditionen festzuhalten.

Auch Sanders hatte mit ihnen darüber verhandelt, er hatte ihnen sogar gedroht, aber alles hatte keinen Erfolg gehabt. Dagegen hatte er einen anderen alten Brauch erfolgreich bekämpfen können. Die Lulanga waren der letzte Stamm am Großen Fluß, der die Ermordung der Alten, Schwachen und Wahnsinnigen nicht aufgeben wollte. Wenn Männer oder Frauen krank wurden oder einen Unglücksfall hatten, der sie dauernd verstümmelte, oder wenn sie in Wahnsinn verfielen, dann nahm man S'boro zu Hilfe. Nun ist Wahnsinn in diesen Gegenden weit verbreitet, wo die Schlafkrankheit fast ebenso häufig vorkommt wie in Europa der Schnupfen. S'boro war ein geheimnisvoller Teufel, der nur dann seinen Zauber und seine Macht entfaltete, wenn man drei verschiedene Blumengifte mit Maniok zusammenkochte, bis ein dünner, roter Brei entstand. Diese Paste wurde auf die Lippen der Alten, Kranken und Verrückten gestrichen, während sie schliefen, und am nächsten Morgen waren sie tot und konnten beerdigt werden.

Der Verfasser des ‚Kleinen Tich-Code‘ hatte diesen Gebrauch merkwürdigerweise für richtig und gut befunden und in europäischen Zeitschriften einen Artikel darüber geschrieben, der ihn seine Stellung kostete. Auch Sanders war wütend über ihn, denn es war ihm erst nach vierjähriger mühevoller Arbeit geglückt, diese entsetzliche Sitte auszurotten. Verschiedene Leute hatte er deswegen hängen müssen. Es tat ihm persönlich leid, wenn er diese einfachen und klugen Leute so schwer strafen mußte, aber nur die äußersten und schärfsten Maßnahmen brachten hier Erfolg. S'boro wurde den Schlafenden jetzt nicht mehr auf die Lippen gestrichen, und im Lulangalande gab es nun eine Anzahl alter, verrückter und verkrüppelter Leute, über die sich die Bevölkerung ärgerte. Im geheimen waren die Bewohner unzufrieden mit Sanders, aber er

wußte nichts davon.

Am neunten Tag der Reise erreichte Sir Septimus sein Ziel. Der weise Häuptling M'bongo fuhr mit seinen acht Ratgebern den engen Fluß herunter, um ihn zu dem Dorf zu bringen. Am Abend kamen sie dort an, und im Schein großer Feuer tanzten die Mädchen des Stammes vor ihm. Sie hatten Gestalten gleich einer Venus, aber ihre Gesichter glichen einer Gorgo. Der Häuptling gab ihm Rohkost als Zeichen seiner besonderen Zuneigung und führte ihn zu der Hütte, die sie für ihn gebaut hatten. Aber Sir Septimus lehnte dieses Obdach mit einer abweisenden Handbewegung ab.

„O Häuptling“, erklärte er, „ich schlafe auf der bloßen Erde, denn so fordert es meine Lehre.“

Der Häuptling erwiderte ihm aber unzweideutig, daß das unmöglich sei, und erzählte ihm, wie es den Leuten erginge, die auf der bloßen Erde schliefen. Daraufhin änderte Sir Septimus entschieden seine Meinung.

In der Nacht saß er mit untergeschlagenen Knien bei dem Häuptling und hielt ein Palaver mit ihm ab. Vor ihnen brannte ein Feuer, und er fühlte sich in der Hitze wenig behaglich.

„Wir lieben Sandi, weil er uns strafen würde, wenn wir ihn nicht liebten“, sagte M'bongo mit rührender Naivität. „Aber er hat viele unserer alten Gebräuche verboten. Er befahl auch, daß wir Kleider tragen sollten wie die gewöhnlichen Isisi, aber wir wollten das nicht, weil auch unsere Väter und Vorväter ihre Körper nicht bedeckten und dadurch stark und schön blieben. Sandi hat auch gesagt, daß die Kranken, Alten und Wahnsinnigen nicht mehr einschlafen sollen durch S'boro, weil das gegen das Gesetz der weißen Leute ist. Und, o Herr, da du ein Freund von Sandi bist und weiser als alle Leute auf der Welt, so weißt du bestimmt, wie schlimm es für ein Volk ist, wenn die Alten, Unfähigen und Krüppel, die nicht länger arbeiten können, so wie wir weiterleben. Es ist auch schlimm, daß die

Wahnsinnigen am Leben bleiben, denn sie bringen wieder Kinder zur Welt, die auch wahnsinnig sind. Unter den Isisi und N'gombi und selbst unter den Ochori, die Sklaven sind, ja auch bei den Akasava war dies am Großen Strom allgemeine Sitte, bis Sandi hierherkam.“

Sir Septimus nickte.

„Das ist ein gutes Palaver“, sagte er begeistert.

M'bongo starrte ihn erstaunt an. Eine leise Hoffnung stieg in ihm auf. - „O Herr, du hast herrlich gesprochen“, erwiderte er. „Mein Volk wird sehr glücklich sein.“

Sir Septimus war nun bei seinem Lieblingsthema angelangt und hielt dem Häuptling einen großen Vortrag, den er schon oft in London gehalten hatte.

„Mein lieber Freund, welchen Zweck hat es denn, die Alten und Kranken weiter zu füttern? Wenn man das tut, geht es nur mit der Allgemeinheit bergab. Ist es nicht viel besser, sie ruhig und ohne Schmerzen einschlafen zu lassen? Wenn sie am Leben bleiben, sind sie nur eine Last für sich selbst und für ihre Mitmenschen. Es ist unmenschlich, unhygienisch und gegen alle Gesetze der Natur...“

In der kräftigeren Bomongosprache sagte er nun dasselbe mit noch drastischeren Ausdrücken, und der weise Häuptling M'bongo und seine Ratgeber lauschten eifrig.

Etwa einen Monat später kam ein Spion von Sanders unauffällig in das Land der Lulanga und blieb einige Tage dort. Er stellte seine Beobachtungen an und schrieb dann einen Bericht. Am fünften Abend fuhr er in einem schnellen Boot den kleinen Fluß hinunter zu dem obersten Späher dieser Gegend und erzählte ihm die Neuigkeiten.

Eine Taubenbotschaft erreichte Sanders, der gerade nach dem Abendessen eine Zigarre rauchte. Als er die Nachricht gelesen hatte, machte er ein ernstes Gesicht.

„Der Freund von Bones treibt unangenehme Propaganda für seine Ideen“, sagte er. „Es scheint kaum möglich, aber es sieht doch so aus, als ob er alles zunichte macht, was ich mühsam aufgebaut habe. Und nicht nur bei den Lulanga, sondern am ganzen Strom. Wenn die Leute wieder anfangen, den Teufel S'boro zu beschwören, dann wird sich diese Gewohnheit nicht auf Lulanga beschränken, sondern auf das ganze Gebiet übergreifen.“ - „Um was handelt es sich denn?“ fragte Hamilton, der plötzlich auffuhr, weil er eingeschlafen war.

„Zunächst hat sich dieser alte verrückte Kerl als Mitglied des Lulangastammes aufnehmen lassen und besteht nun darauf, wie ein gewöhnlicher Eingeborener behandelt zu werden. Er geht auch mit den Leuten hinaus und arbeitet auf dem Felde. Das schadet ihm natürlich nichts. Aber er kann für sich und für uns alle großes Unheil anrichten, wenn er den Leuten dort oben seine eugenischen Lehren beibringen will.“

Er erzählte Hamilton von den Theorien des Gelehrten noch etwas ausführlicher.

Bones hatte sich von der Bewegung ‚Zurück zur Natur‘ inzwischen abgewandt. Er war dieser Sache überdrüssig. An diesem Abend war er früh zu Bett gegangen und war nicht wenig erstaunt, als er eine Stunde später von seinem Vorgesetzten geweckt wurde.

„Sanders wünscht, daß Sie mit der ‚Wiggle‘ nach Lulanga fahren und den alten Sir Septimus dort abholen und wieder hierher bringen.“

Bones setzte sich in seinem Bett aufrecht und blinzelte Hamilton verständnislos an. Der Captain mußte seine Mitteilung viermal mit immer lauterer Stimme wiederholen, bevor der Sinn Bones einigermaßen klar wurde.

„Was, der nette, alte Sep?“ sagte er dann gähmend. „Der verrückte alte Esel? Allerdings, mein lieber, guter Ham, man kann auch viel für Septimus ins Feld führen. Der alte Patron hat

mit seiner Theorie vollkommen recht. Die Auswahl der Tüchtigsten -“

„Widersprechen Sie nicht“, rief Hamilton scharf. „Machen Sie, daß Sie Ihre Leute zusammentrommeln. Morgen früh bei Tagesanbruch müssen Sie abfahren.“

Bones erhob sich müde von seinem Lager und suchte Yoka, den Steuermann, B'fuli, den Techniker, und die sechs Leute zusammen, die gewöhnlich die Besatzung der ‚Wiggle‘ bildeten. Außerdem gab er noch sechs Soldaten den Befehl, ihn auf der Reise zu begleiten. Um fünf Uhr morgens trank er mit Sanders und Hamilton auf der Veranda Kaffee, aber er war in sehr schlechter Laune.

„Es ist überhaupt nicht zu verantworten, mein lieber, alter Ham“, erklärte er, „daß man ohne die geringste Vorbereitung auf die Reise geschickt wird. Die gräßliche Matratze ist immer noch nicht ausgebessert -“

„Wenn Sie müde werden“, entgegnete Hamilton kühl, »dann legen Sie am Ufer an, essen ein paar Beeren und schlafen in der nächsten Bodensenkung - zurück zur Natur, Bones!“

Eine Stunde vor Sonnenaufgang war die ‚Wiggle‘ so weit instand, daß sie ihre Reise antreten konnte. Kurz vor der Abfahrt kam eine weitere Taubenbotschaft in der Residenz an, und Sanders verdoppelte daraufhin die Anzahl der Soldaten.

Der Teufel S'boro trieb sein Unwesen nicht nur im Land Lulanga, es wurden auch verschiedene Fälle aus den angrenzenden Dörfern der Isisi gemeldet. Alte Männer und Frauen waren verschwunden, und ein Holzfäller, der durch einen umstürzenden Baum verletzt wurde, starb plötzlich. Die Trauerbotschaft enthielt noch einen kleinen Nachsatz:

„Auch der nackte Herr in Lulanga ist krank, denn er hat gewisse Früchte gegessen, die Leibscherzen verursachen.“

Bones' Reise war nicht sehr glücklich. Am Nachmittag des ersten Tages fuhr er auf eine Sandbank auf und mußte bis zum

folgenden Morgen in der Mitte des Stromes liegenbleiben. Erst dann konnte er genügend Eingeborene zusammentrommeln, um die ‚Wiggle‘ wieder in tiefes Wasser ziehen zu lassen. Am zweiten Tag stieß er gegen einen Baumstumpf unter Wasser, und der Dampfer erhielt ein Leck am Bug, so daß das Vorderteil voll Wasser lief. Schleunigst mußte er ihn an Land setzen, und erst nach einiger Zeit gelang es, das Leck mit Zement zu dichten. Aber kaum war die ‚Wiggle‘ wieder eine Stunde in Fahrt, als sie auf eine andere Sandbank auffuhr, und als sie wieder flottgemacht war, stellte sich heraus, daß der Zement nicht hielt. Die ‚Wiggle‘ mußte wieder ans Ufer gebracht werden.

Bones schwitzte und fluchte, aber der letzte Aufenthalt hatte auch sein Gutes. Während er darauf wartete, daß die Schmiede der Isisi das Schiff wieder instand setzten, erfuhr er von einem Fall von S'boro, der sich zwanzig Meilen vom Ufer entfernt im Walde zugetragen hatte. Mit seinen zwölf Soldaten marschierte er sofort ins Innere und erreichte das Dorf gerade noch rechtzeitig, um die Beerdigung der beiden alten Leute zu verhindern, die am Abend vorher gestorben waren.

Die Isisi sind nicht so klug wie die Lulanga und haben auch nicht ihre guten Methoden, die alten Leute zu töten. Der Augenschein bewies, daß die beiden eines gewaltsamen Todes gestorben waren. Bones handelte unverzüglich. Er ließ die Mörder hängen und nahm den Häuptling des Dorfes in Ketten mit sich.

„O Herr“, sagte dieser vorwurfsvoll, „ich habe doch nichts Böses getan. Am ganzen Strom auf und ab ist es bekannt, daß Sandi S'boro liebt und einen alten, weisen Mann zu den Lulanga geschickt hat, damit er sie darin unterrichtet, wie man nutzlose Leute beiseite schafft. Woran sollen wir einfachen Leute uns denn noch halten, Tibbetti? Sage mir das doch!“

Bones fuhr ihn hart an.

„O Mann“, erwiderte er mit einem bösen Lächeln, „hast du nicht die beiden Gehängten gesehen, und weißt du jetzt noch nicht, was mein Herr Sandi will? Sind die Isisi so dumm, daß sie das nicht verstehen können?“

Zwei weitere Tage vergingen, bevor er nach Lulanga kam. M'bongo, der weise Häuptling, wartete mit all seinen Ratgebern am Ufer auf ihn. Bones ließ ihm aber keine Zeit, ihn in der üblichen Weise zu begrüßen.

„Häuptling“, sagte er, sobald sein Fuß das Land berührte, „in deinem Lande sind wieder Fälle von S'boro vorgekommen, und mein Herr Sandi hat mich hergeschickt, um die Mörder zu bestrafen. Einige alte und verrückte Leute in diesem Dorfe sind eines unnatürlichen Todes gestorben.“ Er nannte die Opfer bei Namen. - Das Gesicht des Häuptlings wurde lang, und er schwieg einige Zeit, bevor er antwortete.

„B'rolu hat uns das gelehrt.“

„B'rolu“ war der Name, den Sir Septimus erhalten hatte.

„Dieser große, weise Mann gehört zu unserem Stamm“, erklärte M'bongo stolz. „Er lebt genau wie ein gewöhnlicher Mann unseres Volkes und trägt keine Kleider. Er arbeitet mit uns auf den Feldern und macht Strohmatten.“

„Wo ist er denn?“

Der Häuptling sah plötzlich furchtsam aus.

„Mein Herr Tibbetti, ich glaube, er ist ein wenig krank im Kopf. Augenblicklich ist er in seiner Hütte und will nicht herauskommen. Wenn wir zu ihm gehen wollen, können wir nicht hinein, weil er den Eingang mit allen möglichen Ästen und Zweigen versperrt hat.“

Der Häuptling führte Bones zu der neuen Hütte, die am äußersten Rande des Dorfes errichtet war, und Bones sah schon von weitem, daß der Zugang mit Zweigen und Holzklötzen verbarrikadiert war. - „O B'rolu!“ rief der Häuptling.

Aus dem Innern der Hütte antwortete eine schrille, erregte Stimme in Englisch.

„Mach, daß du fortkommst, du gemeiner Hund! Wage es nicht, hier hereinzugehen! Und schicke sofort zu Mr. Sanders! Bei Gott, ich werde dafür sorgen, daß du in Ketten gelegt wirst!“

„Sind Sie es, Sir Septimus?“ fragte Bones ängstlich.

„Wer ist denn da?“

Bones konnte durch die Lücken der Barrikade das furchtsame Gesicht des Mannes sehen.

„Ach, Sie sind es, Sie junger Springinsfeld. Was haben Sie sich eigentlich gedacht, als Sie mich hierherbrachten? Haben Sie Soldaten dabei? Ich verlange, daß dieser Kerl sofort gehängt wird! Dieser blutdürstige Schuft...“

Erst nach einiger Zeit gelang es Bones, Sir Septimus zu beruhigen und die Barrikade abzubrechen. Als der Gelehrte ins Freie trat, zitterte er am ganzen Körper vor Aufregung. Um seine Schultern hing ein Fell.

„Gott sei Dank, daß Sie gekommen sind! Ich habe eine entsetzliche Woche hier zugebracht. Ich wurde krank, und dann kam einer von diesen gräßlichen Kerlen in meine Hütte und wollte mir etwas auf die Lippen schmieren. Nur mit größter Mühe gelang es mir, ihn hinauszuschmeißen, diesen gemeinen Lumpen!“

„Mein Herr Tibbetti“, sagte M'bongo mit bittender Stimme, als Bones ihm alles übersetzt hatte, „dieser große Mann hat uns gebeten, ihn so zu behandeln, als ob er einer der Unseren wäre. Es ist wahr, daß einer meiner jüngeren Leute zu ihm kam und ihm S'boro brachte. Wir glaubten, daß er sehr krank war, und wollten ihm helfen. Er hat uns das doch selbst gelehrt!“

Bones ging zur Küste, um Sir Septimus zu verabschieden. Er sollte dafür sorgen, daß er mit einem Boot durch die Brandung zu dem Postdampfer gebracht wurde, der in der Bucht vor Anker

lag. Bei dieser Gelegenheit trug er mehr Kleidungsstücke als gewöhnlich.

„Es tut mir sehr leid, daß Sie eine so unangenehme Zeit in Lulanga verbrachten“, sagte er förmlich. „Aber Sie sahen ja selbst, daß Ihre Lehre ‚Zurück zur Natur‘ nicht überall paßt, besonders nicht in den Tropen. Das müssen Sie doch zugeben.“

Sir Septimus sah ihn übelgelaunt an.

„Das ganze Land ist verseucht und verkommen“, erwiderte er wütend. „Alles ist entsetzlich unhygienisch. Aber ich werde den Leuten im Kolonialministerium die Augen über die Zustände hier schon öffnen, verlassen Sie sich darauf! Was tragen Sie denn da eigentlich, Sie unglückseliger junger Mann?“

„Einen wollenen Pullover“, entgegnete Bones.

## **IV. Der Geisterseher**

Don Murdock kam in das Gebiet am Großen Strom. Er brachte drei Jagdgewehre mit und litt an gebrochenem Herzen. In der Einsamkeit hoffte er Ruhe und sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. An dem Abend seiner Abfahrt von New York war er fast zu Tränen gerührt, als er sah, daß der Lotse das Schiff verließ.

Wehmütig schaute er dem Mann nach, der die Strickleiter hinunterkletterte und den kleinen Dampfer bestieg, der ihn wieder zur Heimat zurückbrachte, in die Arme seiner liebenden Frau. Wie wohl mußte sich dieser Mann im Schoß seiner Familie und an der Seite der Gattin fühlen, die sich nichts aus Geistern und anderem Spuk machte. Niemals würde er sich mit ihr über Geistermanifestationen streiten! Und diese brave Hausfrau würde auch niemals den Ehering vom Finger ziehen und ihn mit den Worten auf den Tisch werfen: „Donald, wir verlieren nur Zeit mit dummem Geschwätz. Du kannst mich nicht verstehen und wirst es niemals tun. Du bist hochmütig, weil du früher auf der Universität studiert hast, und hältst andere Leute für verrückt, nur weil du keine Intuition hast und dich nicht über deinen kleinen Gedankenkreis erheben kannst...“

Diese Worte hatte nämlich Donalds Frau gesprochen, und ihre unlogischen, törichten Vorwürfe schmerzten ihn auf das tiefste.

Und weil er seine Frau nicht verstand, war es sein tragisches Geschick, daß er zu den Wilden nach Afrika gehen mußte. Bevor er aber New York verließ, machte er noch sein Testament. Die Hälfte seines vier Millionen Dollar umfassenden Vermögens sollte im Fall seines Todes Jane Fellaby gehören, aber die andere Hälfte bestimmte er zur Gründung einer Gesellschaft, die Spiritismus und anderen Aberglauben unterdrücken sollte.

Jane war vom Spiritismus besessen. Sie hatte Seancen

mitgemacht und Geisterstimmen gehört. Mit eigenen Augen sah sie, daß sich Trompeten in die Luft erhoben; sie hörte, daß Tamburins von Geisterhänden gewirbelt wurden, und sie hatte andere aufregende Erlebnisse. Donald war wütend darüber. Er nannte Professor Steelfit einen Gauner, und die Tante, die seine Frau in spiritistische Zirkel eingeführt hatte, bezeichnete er als eine Halbidiotin. Danach war es zwischen den beiden Ehegatten zum Bruch gekommen, und Donald segelte nach Afrika zu den einfachen, primitiven Menschen, bei denen es keine Geister und Geistererscheinungen gab, nur Löwen, Todesgefahr und Malaria, die seinem traurigen Leben bald ein Ende machen würden.

Amtmann Sanders sah es nicht gern, daß Besucher in sein Gebiet kamen, denn er war für ihre Sicherheit verantwortlich.

Gewöhnlich ließ er sie den Großen Strom bis Chubiri hinaufrudern, wo es so sicher ist wie in Piccadilly in London und sicherer als auf dem Broadway in New York. Trotzdem hatten die Leute, wenn sie auf das Schiff zurückkamen, die Überzeugung, furchtbaren Gefahren entgangen zu sein.

Bones mußte bei Ausflügen meistens den Führer machen. „Hier zur Rechten liegt das Dorf Goguba, meine lieben, alten Freunde. Dort fand vor einigen Jahren ein fürchterliches Massenmorden statt... ein alter, unheimlicher Zauberdoktor, der N'sumu hieß, war Häuptling und ließ sich zu skandalösen Schandtaten hinreißen. Hier zur Linken, meine sehr verehrte junge Miss, sehen Sie die Insel, auf der alle Opfer begraben liegen... dort drüben bei der großen, einsamen Palme hat sich der schreckliche Ufaba selbst ertränkt...“

Die ‚Touristen‘, die mit Empfehlungsbriefen kamen, waren Sanders sehr unwillkommen, aber sie konnten sich doch nicht im mindesten über einen Mangel an Höflichkeit oder Liebenswürdigkeit beklagen. Sie wurden im Gegenteil mit größter Zuvorkommenheit behandelt.

„Bones“, sagte Sanders, „es gibt wieder einmal etwas für Sie zu tun.“ Er sah von dem Brief auf, den er beim Frühstück gelesen hatte. „Wir bekommen für ein paar Wochen Besuch.“

Bones seufzte hörbar.

„Lassen Sie mich bitte diesmal aus dem Spiele, liebe, alte Exzellenz. Ham ist an der Reihe.“

„Es ist aber ein waschechter Amerikaner.“

Nun erwachte Bones' Interesse.

Er kannte Amerika. Es gab kaum eine Stadt in den Vereinigten Staaten, wohin er nicht schon geschrieben hatte, denn er war ein sehr eifriger Leser der Zeitschriften-Annoncen, und er hatte einen kindlichen Glauben an briefliche Fernunterrichtskurse, die in diesen Blättern angepriesen wurden. Das hatte sich bei ihm zu einer kostspieligen Liebhaberei entwickelt.

Trotz seiner allgemeinen Antipathie gegen Fremde fühlte sich Sanders zu jungen trainierten Sportsleuten hingezogen, und Donald Murdock hatte außerdem ein bescheidenes, zurückhaltendes Wesen.

Auch hatte er ungewöhnlich gute Empfehlungsbriefe - ein Schreiben von dem amerikanischen Gesandten in London mit einem besonderen Vermerk des Kolonialministeriums, wodurch Sanders direkt verpflichtet wurde, ihm seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

„Ja - Sie können so weit ins Land gehen, als es Ihnen beliebt, Mr. Murdock. Aber hoffentlich gehen Sie nicht weiter, als es mir lieb ist! Das Land ist augenblicklich ruhig, und Mr. Tibbetts wird sich Ihrer annehmen.“

Junge Leute gehören immer zusammen, und Mr. Donald nahm auch Quartier in Bones' Hütte. Sie freundeten sich sehr bald miteinander an; kaum waren sie fünf Stunden miteinander bekannt, so unterhielten sie sich schon über ihre Liebesaffären.

„... nein, nicht wie andere junge Mädchen - Sie müssen recht verstehen, Bones. Wenn sie eins von diesen modernen, oberflächlichen Geschöpfen wäre, die sich nur aus Sensationsgier mit Spiritismus beschäftigen, wäre es ganz belanglos gewesen.“

„Wissen Sie, mir ist es auch einmal so gegangen“, sagte Bones fast träumerisch. „Sie hat mich sehr geliebt, aber sie spielte dauernd Bridge. Ich sage Ihnen, morgens, mittags und abends. Eines Tages sage ich zu ihr: ‚Meine liebe, gute, alte Freundin -‘“

Mr. Donald interessierte sich nicht sehr für die Geschichte, die ihm Bones erzählen wollte.

„Wenn ein Mann mit meiner Veranlagung sich einmal in ein Mädchen verliebt, dann ist es für immer, Bones. Und nun muß uns dieser schreckliche Spiritismus trennen! Können Sie sich das vorstellen? Hoffentlich sind Sie nicht auch von Geistern und derartigem Spuk überzeugt?“

„Mein lieber, guter Vetter von jenseits des Großen Teiches, wenn Sie länger in Afrika leben, können Sie dergleichen nicht einfach abstreiten.“

Don Murdock starrte ihn ungläubig an.

„Was - Sie glauben doch nicht wirklich an Geister?“

Bones nickte.

„Ja, da staunen Sie - aber ich habe schon mit meinen eigenen Augen Geister gesehen!“

Und die beiden jungen Leute sollten tatsächlich während ihrer Reise auf dem Großen Strom merkwürdige Dinge erleben.

Im N'gombiland regierte damals ein König, der sieben Söhne hatte. Der jüngste von ihnen war ein Schwächling, der bis zu seinem zwölften Jahr nicht hatte sprechen können. Die Jäger, die ihn oft im Walde gesehen hatten, erzählten aber, daß er sich viel mit einem Geist unterhalten hätte.

Daraufhin hatte man ihm aufgelauert und ihn in hellen Mondnächten im Walde beobachtet. Man hörte, wie er mit jemand sprach, aber niemand konnte einen anderen Menschen in der Nähe sehen. Das war ungewöhnlich, denn die Jäger hatten so scharfe Augen, daß sie die geknickten Zweige deutlich sehen konnten, die die Spur des Leoparden im Dickicht verrieten.

Die Brüder des unglücklichen Knaben wollten ihn wegen seiner Verrücktheit beiseite schaffen, denn es ist ein Gesetz bei den N'gombi, daß Geistesranke nicht leben dürfen. Man hält sie für tote Seelen, die noch an die Erde gekettet sind. Aber der König der N'gombi, der ein sehr kranker Mann war, liebte seinen Sohn, das Kind seiner Lieblingsfrau, und als seine anderen Söhne ein Familienpalaver über diese Angelegenheit abhielten, sagte er ihnen deutlich seine Meinung.

„Den Tag, an dem B'lala stirbt, wird keiner von euch überleben. Wenn ich zu meinen Kriegern sage: ‚Tötet!‘ so führen sie meinen Befehl aus, selbst gegen die Söhne des Königs.“

Als B'lala dreizehn Jahre alt war, sprach er übermäßig viel. Er erzählte von Geistern, von Jujus und von merkwürdigen Erscheinungen, die nur Geister sehen können, zum Beispiel von Elefanten mit langen, gebogenen Zähnen, von Krokodilen, die von einem Baum zum anderen flogen, und von seltsamen Tieren mit eigenartig geformten Köpfen. Und einmal sagte er sogar, daß er schon in dieser Welt gelebt habe, als alles noch ein großes Chaos war, wo man keinen Himmel, keinen Stern und keine Sonne sah, weil alles in dichte Nebel eingehüllt war.

N'kema, der älteste Sohn des Königs, gab vor, auf den Fischfang zu gehen, und nahm seine Brüder mit sich, um auf einer kleinen Insel eine geheime Beratung abzuhalten.

„Es ist ganz klar, daß unser Vater bald sterben wird. Er ist genauso wahnsinnig wie B'lala. Alle Leute wissen, daß ich dann seine Stelle einnehme und König der N'gombi werde. Als aber

Sandi vor drei Monaten hierherkam, um die Steuer einzusammeln, hat er böse mit mir gesprochen, weil ich ein junges Mädchen von den Ochori gestohlen habe. Nun habe ich mit meinen eigenen beiden Augen gesehen“ - bei diesen Worten bedeckte er in der herkömmlichen Weise das Gesicht mit den Händen -, „daß dieser niederträchtige B'lala in Sandis Nähe stand und ihn behexte, als er zu mir sprach. Und wenn unser Vater stirbt, nehmen wir B'lala in den Wald mit, stechen ihm die Augen aus und überlassen ihn den wilden Tieren zum Fraß.“

Alle Brüder waren damit einverstanden; nur einer, der den Jungen liebte, billigte diesen Entschluß nicht. Doch er behielt seine Meinung für sich und sagte auch ‚Wa‘ wie die anderen.

Amtmann Sanders hörte in seinem schönen weißen Hause an der Mündung des Großen Stromes von all diesen Geschichten, und sein Interesse erwachte. Auch er schätzte gesunde Leute, aber um Verrückte kümmerte er sich erst, wenn Unruhen und Mord durch sie hervorgerufen wurden. „Sehr sonderbar“, sagte er und blies den Rauch seiner langen Zigarre von sich. „Ich muß mir bei der nächsten Inspektionsreise diesen jungen B'lala doch einmal ansehen.“ - Hamilton grinste.

„In dieser Gegend gibt es unheimlich viele Geisteskranke“, erwiderte er. „Das ist ja auch nach der großen Schlafkrankheits-Epidemie im vorigen Jahr ganz erklärlich -“

Aber Sanders unterbrach ihn und schüttelte den Kopf. „Nein, B'lala ist nicht in dieser Weise verrückt, sein Zustand ist keine Folge von Schlafkrankheit. Er hat merkwürdige Visionen von dieser Welt, als sie noch in früheren Entwicklungsstadien war. Seine Worte klingen ganz vernünftig. Denken Sie, er hat doch diese Urungeheuer richtig beschrieben. Er hat Mammutherden gesehen und geflügelte Riesenechsen, Ichthyosaurier und dergleichen. Er scheint die merkwürdige Gabe zu haben, sich in prähistorische Zeiten versetzen zu können. Ich sehe schon, daß Sie das alles als Unsinn bezeichnen wollen. Aber tun Sie das nicht. Ich habe vorige Nacht einen Fieberanfall gehabt, und

meine Stimmung ist nicht die beste.“

Hamilton runzelte verächtlich die Stirne.

„Tut mir leid. Vielleicht versteht Bones die Sache besser. Er befindet sich ja selbst noch in einem primitiven Stadium und kann die Äußerungen dieses verrückten B'lala vielleicht mehr schätzen als ich.“ Er erhob sich und rief über den Exerzierplatz hinüber: „Bones!“

Leutnant Tibbetts änderte seine Richtung und kam mit großen Schritten auf die Veranda zu. Er nahm die drei Stufen mit einem Schritt und grüßte militärisch.

„Wünschen Sie mich in einer dienstlichen Angelegenheit zu sprechen?“ fragte er steif. „Über persönliche Dinge möchte ich nicht mit Ihnen diskutieren. Aber ich kenne natürlich die Dienstvorschriften genügend, um Ihnen gegenüber die nötige Hochachtung zu bewahren, mein lieber, alter Tyrann.“

„Halten Sie den Mund!“ erwiderte Hamilton ärgerlich. »Wie kommen Sie denn eigentlich dazu, mir meine Zahnpasta wegzunehmen?“

„Es ist möglich, daß ich sie ausgeliehen habe, mein guter Kamerad und Vorgesetzter“, entgegnete Bones höflich. „Ich dachte, daß Sie doch keinen Gebrauch davon machen -“

„Sie geben also zu, daß Sie sie genommen haben“, brummte Hamilton. „Ich hätte auch kein großes Aufhebens davon gemacht, wenn Sie mir nicht statt der Zahnpasta eine Tube braune Schuhcreme auf meine Schale gelegt hätten! Und die habe ich aus Versehen benützt! Da kann einem wirklich schlecht werden!“

Bones senkte den Kopf.

„Solche Unglücksfälle kommen ab und zu vor, sie lassen sich nicht ohne weiteres ausschalten. Wie ich noch gestern zu unserem lieben Freund aus Nordamerika sagte -“

Sanders kam plötzlich ein Gedanke.

„Bones, nehmen Sie die ‚Wiggle‘ und fahren Sie in das Land der N'gombi. Sie müssen Murdock doch irgendwie die Gegend zeigen, und es ist ja augenblicklich vollkommen ruhig. Sehen Sie sich dabei einmal nach B'lala um, dem Sohn des Ufumbi...“ Er erklärte Bones noch eingehend, warum er sich für den Jungen interessierte.

„Er ist eben verrückt“, sagte Donald düster. „Mr. Sanders hat es doch ausdrücklich gesagt - man kann nur in diesem Zustand Geistererscheinungen und dergleichen Halluzinationen haben.“

„Aber ich habe doch auch schon Geister gesehen, mein lieber, alter Septiker“, erwiderte Bones etwas steif.

„Sie meinen wohl Skeptiker“, verbesserte ihn Donald schwermütig. „Ich wundere mich nur über die Erziehung, die Sie in den höheren Schulen Englands erhalten haben.“

„Nanu! Unsere Schulen sind doch bedeutend besser als die amerikanischen!“ rief Bones erregt.

Die beiden saßen auf dem Vorderdeck der ‚Wiggle‘ und fuhren den Großen Strom hinauf. Langsam zogen die Ufer des Isislandes an ihnen vorüber. Es war heute der dritte Tag ihrer Reise, und es war viel heißer, als es Donald jemals erlebt hatte. Trotzdem erzählte er Bones, daß es in New York noch viel höhere Temperaturen gebe.

In Laporì machte Bones halt und erhielt Nachrichten, die ihn beunruhigten.

„Mein Herr Tibbetti“, sagte der Häuptling des Dorfes, „am frühen Morgen, noch vor Tagesanbruch, hörten wir eine Lokoli-Botschaft von den N'gombi. Der König ist an der Krankheit Mongo gestorben, und sein ältester Sohn ist sein Nachfolger. Unsere Fischer, die den Strom herunterkamen, haben verschiedene Kriegsboote der N'gombi mit Speerleuten gesehen, und man sagt am Großen Strom, daß es neue Gräber auf den kleinen Inseln gibt, wenn die N'gombi auf dem Wasser fahren.“

Bones kratzte sich nachdenklich an der Oberlippe. Es war

fatal, daß er vergessen hatte, Brieftauben auf die Reise mitzunehmen.

„Das ist ein schlechtes Palaver“, erwiderte er. „Schaffe mir ein schnelles Boot mit starken jungen Ruderern, denn ich will einen Brief an meinen Herrn Sandi zur Mündung des Stroms schicken.“

Wenn auch Bones im gewöhnlichen Leben unzuverlässig und wetterwendisch war wie ein Apriltag, so zeigte er sich doch von einer ganz anderen Seite, wenn er wirklicher Gefahr gegenüberstand. Wenn er sich selbst und seinen Freund Donald nicht mitzählte, verfügte er nur über fünf Leute. Glücklicherweise hatte er ein Maschinengewehr an Bord, das er sofort auf dem Vorderdeck aufmontieren ließ.

Mr. Murdock interessierte sich für all diese Vorbereitungen aufs lebhafteste.

„Mein lieber, alter Junge“, sagte Bones, „Sie können in dem Kanu den Strom wieder hinunterfahren. Wenn es Ihnen aber Spaß macht, erlaube ich Ihnen auch, an den Gefahren des Krieges teilzunehmen. Sie sind ja auch sonst ein treuer Freund Und Bundesgenosse. Wenn Sie sich also meiner Fahrt anschließen wollen, so heiße ich Sie herzlich willkommen. In diesem Fall wollen Sie vielleicht eine letzte Nachricht an Ihre liebe, alte Jane schicken. Tun Sie es noch, bevor das Boot abfährt.“

Donald entschied sich dafür, an der Kriegsfahrt teilzunehmen und eine Stunde später kämpfte sich die ‚Wiggle‘ gegen eine sechs Knoten starke Strömung flußaufwärts zu der Hauptstadt der N'gombi.

Macht ist eine gewaltige Kraft, die selbst die Herzen der stärksten Menschen ändern kann. N'kema, der älteste Sohn des verstorbenen Königs, tat manche törichte Dinge. Kaum hatte sein Vater den letzten Atemzug getan - der Mann starb merkwürdigerweise sehr plötzlich -, so setzte sich N'kema auf

den Häuptlingsstuhl und rief ein großes Palaver aller Häuptlinge und Dorfältesten zusammen. Das wäre an sich nicht schlimm gewesen. Aber entschieden verhängnisvoll war die Tatsache, daß er sich an den Geheimbund der Kleinen Leoparden wandte und um ihre Unterstützung bat. Kein König, der bei Verstand ist, hätte diese Geheimgesellschaft gerufen.

Die Kleinen Leoparden standen damals in großem Ansehen. Man fand allerdings ihre verstümmelten Opfer nicht mehr, aber sie befolgten seltsame Riten, hielten Tänze ab und verübten heimliche Morde, wenn man die Wahrheit sagen soll.

Als einer seiner Brüder dem neuen König darüber Vorhaltungen machte, schnitt er ihm kurz das Wort ab.

„Muß ich in meiner Lage nicht allen Zauber zu Hilfe rufen, um mich auf dem Thron zu halten? Weißt du nicht, daß mich Sandi haßt? Wenn er aber sieht, wie stark ich bin, und wenn er weiß, daß alle Leute für mich eintreten, dann wird er mich hier in Ruhe lassen und eines Tages herkommen, um mir die goldene Medaille um den Hals zu hängen, die mein Vater trug.“

„Und was soll aus B'lala werden?“ fragte ein anderer.

Der König machte eine bezeichnende Geste.

In der Nacht führten zwei Brüder den Geisterseher in den tiefsten, dunkelsten Teil des Waldes. Leoparden und andere wilde Tiere hausten dort, deren Augen in der Finsternis unheimlich aufleuchteten, wenn sie hungrig nach Beute durch das Unterholz streiften. Dort setzten sie ihn aus. Er klagte nicht und sagte nur ein paar Worte zu ihnen, bevor sie fortgingen. - „Ihr hättet das nicht tun können, wenn mein Geist nicht in dieser Nacht von mir gewichen wäre.“

„Wo ist denn dein Geist?“ fragte ihn der eine spöttisch.

„Er ist zu den Sternen gewandert. Geht schnell, bevor er wieder zu mir zurückkehrt.“

Die beiden flohen, zu Tode erschreckt.

Der neue König saß in seiner großen Hütte und lauschte eifrig all den Geschichten, die ihm hinterbracht wurden. Einige sagten, daß die Ochori zum Kriege gegen die N'gombi rüsteten und daß Bosambo seine Truppen sammelte, um ein Blutbad unter seinen Nachbarn anzurichten. Andere wollten wissen, daß Sandi mit seinen Soldaten schon auf dem Wege sei, und wieder andere wisperten von geheimen Anschlägen, die seine eigenen Brüder gegen ihn planten, um ihn vom Thron zu stoßen. Der König schenkte diesen Gerüchten Glauben, und als die Mörder B'lalas zurückkamen, wurden sie gefangengesetzt und heimlich ermordet, so daß man nie wieder etwas von ihnen sah.

Je mehr der neue König hörte, desto furchtsamer wurde er. Bald glich seine Stadt einem Heerlager. Speerleute, die von den Lokoli-Trommeln aus den Wäldern herbeigerufen waren, kamen aus allen Teilen seines Landes in der Stadt zusammen.

„Großer Häuptling, gegen wen werden wir Krieg führen?“ fragte ein alter Ratgeber.

„Wir ziehen gegen die ganze Welt zu Felde“, prahlte der König, obwohl er innerlich vor Furcht zitterte.

Ein Schmeichler flüsterte ihm zu, daß dieser alte Ratgeber seines Vaters ein Feind sei, da er sonst nicht eine solche Frage gestellt hätte. Und in der nächsten Nacht wurde der Alte in seiner Hütte umgebracht.

Kurz vor Tagesanbruch weckte man den König. Er stürzte aus seiner Hütte und sah einen vollkommen erschöpften Boten vor sich. Er lauschte auf die Nachricht des Mannes, und seine Zähne schlugen vor Entsetzen aufeinander. Und ein Mann, der sich fürchtet, ist gefährlich. Er ließ seine Unterführer kommen und gab ihnen kurze Befehle.

„Tibbetti, der Sohn Sandis, kommt mit seinen Soldaten den Strom herauf. Alle mit Speeren bewaffnete Krieger sollen in die Wälder gehen. Niemand darf sich vor Tibbetti sehen lassen, und wenn er es doch tut, so werde ich ihn töten.“

Als die ‚Wiggle‘ am Ufer anlegte, sah Tibbetts, wie die Frauen ihre Kinder im Fluß badeten. Andere wuschen ihre Kleider und Tücher am Ufer, indem sie sie auf flache Steine schlugen. Nichts verriet irgendwelche kriegerischen Absichten, als Bones an Land ging. Alles erschien vollkommen friedlich, und der König N'kema eilte seinen Gästen entgegen.

„Mein Herr Tibbetti, du kommst zu einer guten Zeit.“ Mit einem schnellen Blick überschaute er das Deck, um zu sehen, wie viele Soldaten an Bord waren. „Mein Vater ist eben gestorben, und alles Volk hat mich einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt, so daß ich jetzt auf seinem Stuhl sitze. Nun will ich einen großen Tanz für dich und deinen Bruder abhalten.“

Murdock war ihm vollkommen fremd, aber er erklärte sich die Anwesenheit dieses Mannes durch verwandtschaftliche Beziehungen.

„Heute findet kein Tanz statt, N'kema“, erwiderte Bones kurz. „Und wer der Nachfolger des alten Königs sein soll, wird Sandi bestimmen. Ich bin hergekommen, um B'lala, den Sohn des alten Königs, zu sehen.“

Tödliches Schweigen folgte. Die Befangenheit des Häuptlings war offensichtlich.

„Herr“, sagte er nach einer langen Pause, „der Junge ist auf eine weite Reise gegangen, denn er war krank.“

„Morgen wird er hier sein! Das Palaver ist aus.“

Als Bones durch das Dorf ging und alle Leute bei ihrer täglichen Beschäftigung sah, beruhigte er sich. Er merkte nichts von dem fieberhaften Treiben, das gewöhnlich bei einem Regierungswechsel einsetzte.

Mr. Murdock war sichtlich enttäuscht.

„Ich sehe nichts von Ihrem Krieg“, meinte er vorwurfsvoll. „Aber mein lieber, alter Junge, berufen Sie doch die Sache

nicht“, erwiderte Bones schauernd.

Als die beiden Freunde nachmittags unter dem Sonnensegel an Deck saßen, kam ein Bote des Königs und überbrachte nochmals eine ehrerbietige Einladung zu einem großen Tanz. Und diesmal nahm Bones an.

„Werden wir auch Geister sehen?“ fragte Donald erwartungsvoll.

„Nein, die Geister, die es in Afrika gibt, können Sie nicht sehen, mein alter Junge“, erwiderte Bones etwas abweisend. „Aber Sie werden sie fühlen!“

Der große Tanz ging ohne Zwischenfall vorüber, und die beiden scharf geladenen Brownings, die Bones eingesteckt hatte, erwiesen sich als überflüssige Vorsichtsmaßregel. In der Dunkelheit kehrten die Freunde zur ‚Wiggle‘ zurück. Donald war von den seltsamen Tanzdarbietungen so stark beeindruckt, daß er im Augenblick nicht mehr an Spiritismus und ähnliche Dinge dachte. - Sie hatten sich gerade gute Nacht gesagt, als vom Ufer ein Flüstern zu ihnen herübertönte. Bones neigte sich weit vor und lauschte.

„Sage ihm, daß er zu mir aufs Schiff kommen soll“, befahl er dann der Wache. Seine Leute brachten den Mann in die Kabine. Es war der zweitjüngste Sohn des alten Königs, der sich innerlich gegen die Ermordung seines Bruders gestäubt hatte. Als er alles berichtet hatte, was er wußte, wurde Leutnant Tibbetts wieder vollkommen wach.

„Mein Herr Tibbetti, wenn der König erfährt, daß ich zu dir gekommen bin, wird er mich töten lassen wie meinen Bruder“, sagte der Mann furchtsam. „Aber ich sage es dir trotzdem, weil ich Sandi liebe und weil ich weiß, daß er hierherkommen wird, um einen neuen Häuptling einzusetzen. Dann wird er mich, den Sohn des Königs, nicht vergessen, der ihm geholfen hat.“

„Wohin haben sie B'lala gebracht?“ fragte Bones. „Was ist aus ihm geworden?“

Der Mann erzählte ihm alles.

„Aber mein Herr Tibbetti, du kannst nicht in die Wälder gehen, die hinter der Stadt liegen. Sie töten dich, denn dort sind mehr Speerleute und Krieger als Bäume, und sie sind alle für meinen Bruder.“

Bones zögerte nicht. Er hatte eine kurze Unterredung mit Murdock.

„Sie bleiben hier, mein alter Freund aus New York. Der nichtsnutzige N'kema wird in der Nacht keinen Überfall planen -“

„Ich gehe mit Ihnen“, erklärte Donald entschlossen, und er setzte seinen Willen auch durch.

Sie nahmen ein kleines Boot und ließen sich den Strom eine Meile weit hinunterrudern, dann gingen sie an Land.

Beim Aussteigen wäre Donald beinahe ins Wasser gefallen. Zwei Stunden lang folgten sie ihrem Führer durch das Waldesdickicht, in dem schon seit undenklichen Zeiten geheime Morde verübt worden waren. Einmal sahen sie die grünen Augen eines wilden Tieres vor sich aufleuchten, und dann hörte Donald den Schrei eines Affen, der von einem Leoparden gepackt wurde.

Als er auf die Uhr schaute, zeigte sein leuchtendes Zifferblatt Mitternacht. Sie waren jetzt an einer kleinen Waldlichtung angekommen und sahen eine Gestalt im Mondlicht, die an einem hohen Baumstamm lehnte.

„O B'lala“, sagte Bones sanft, „ich bin Tibbetti, der Sohn Sandis, und ich bin gekommen, um dich auf meinem schönen Schiff mitzunehmen.“

Er sah, daß ein Lächeln um die Lippen des Knaben spielte, und er ahnte mehr als er es sah, daß ihm die Augen ausgestochen waren.

„Mein Herr Tibbetti, ich gehe zu einem herrlicheren Ort als zu

deinem Schiff“, erwiderte der Junge mit schwacher Stimme. „Noch in dieser Nacht werde ich mit meinem neuen Geist unter den Sternen wandeln. Spreche ich die Wahrheit?“

Zuerst glaubte Bones, daß er gemeint war, aber dann bemerkte er, daß der Junge den Kopf leicht nach links wandte, und er hörte, daß der Sterbende lachte.

„Mein Herr Tibbetti, ich spreche die Wahrheit. Ich will dir aber sagen, daß der Tod in diesem Walde lauert, denn mein großer Geist hat mir das erzählt. Ich sah, wie du hierherkamst, obwohl ich keine Augen mehr habe. Du kamst in einem kleinen Boot mit meinem Bruder. Als du an Land gingst, strauchelte der weiße Mann, der dich begleitet, und fiel.“

Donald fuhr schauernd zusammen, als ihm diese Worte übersetzt wurden.

„Woher weißt du das?“ fragte er in Englisch.

„Von ihm, der bei euch ist!“ erwiderte der Junge, der nie eine andere Sprache als die seine gesprochen hatte. „O großer Geist, bleibe bei Tibbetti und seinem Freunde und hilf ihnen!“ Er wartete und neigte den Kopf, als ob er lauschte. Als B'lala nach einer Weile nichts mehr gesprochen hatte, neigte sich Bones über ihn und legte den toten Körper sanft auf den Boden.

„Es ist mit ihm zu Ende“, sagte er, als er sich wieder aufrichtete. B'lala, der Freund der Geister, wandelte schon unter den Sternen.

Sie begruben ihn, so gut sie konnten, und kehrten dann wieder zum Fluß zurück. Bones wußte, daß er nur eine Chance hatte, zu entkommen. Er mußte sofort in der Dunkelheit den Rückweg auf der ‚Wiggle‘ antreten und ohne Rücksicht auf Untiefen und Sandbänke Sanders entgegenfahren. In der Nacht konnte sich viel ereignen, und N'kema würde vielleicht noch vor Tagesanbruch angreifen.

Und die ‚Wiggle‘ war auch kaum eine halbe Meile von dem Dorf entfernt, als sie schon angehalten wurde.

„Halte, weißer Mann, denn die Leoparden hemmen deinen Weg!“ rief eine Stimme. - „Feuer!“ kommandierte Bones und riß seine Browningpistole heraus.

Das Maschinengewehr ratterte in wildem Stakkato, und ein unheimliches Echo kam aus den Wäldern zurück. Die Besatzung verteidigte sich tapfer, aber die Übermacht der N'gombikrieger war zu groß. Sie erkletterten die ‚Wiggle‘, und drei Speerleute stürzten sich auf Bones. Er erhielt einen Schlag auf den Kopf und verlor das Bewußtsein..

Als er wieder erwachte, fühlte er entsetzliche Schmerzen. Er saß mit dem Rücken gegen einen dicken Baumstamm, an den seine Arme gefesselt waren, und die Sonne brannte auf ihn nieder. Dicht neben ihm saß Mr. Donald Murdock mit nacktem Oberkörper. Der junge Mann war verwundet. „Hallo, alter Freund, leben Sie noch? Ich dachte, man hätte Sie schon ins bessere Jenseits befördert“, sagte er vergnügt. „Ich möchte bloß wissen, was diese blöden Kerle mit uns vorhaben?“

Bones sah sich nach allen Seiten um, aber jede Bewegung schmerzte ihn. Sie waren rings von Kriegern umgeben, und auf dem Häuptlingsstuhl dicht vor ihm saß N'kema.

„O Tibbetti, ich sehe dich“, sagte er spöttisch. „Wo ist denn der große Geist meines kleinen, verrückten Bruders? Ist er nicht mehr bei dir? Schützt dich sein starker Arm nicht mehr gegen mich und meine Krieger?“

Bones war erstaunt, daß der König von den Vorgängen im Walde wußte. Aber plötzlich sah er einige Schritte vor sich einen Toten liegen. Es war der Bruder des Königs, der ihn zu B'lala geführt hatte. Sicher hatte N'kema den Mann durch Foltern zu einem Geständnis gezwungen und ihn dann zu Tode gepeinigt.

„Ich sehe dich, N'kema“, erwiderte Bones mit heiserer Stimme. „Wenn du aber von Verrückten und von Geistern sprichst, so frage ich dich, ob du nicht selbst wahnsinnig bist,

daß du so böse Dinge tust? Wird nicht dein Geist in den großen Bergen umherirren, wenn Sandi kommt? Aber ich will für dich sprechen, wenn du diesen jungen Mann hier freiläßt.“ Er zeigte mit dem Kopf auf Murdock, der die Zusammenhänge jedoch nicht verstehen konnte, weil Bones in der Eingeborenen-sprache redete. „Er gehört zu einem fremden Volke und hat nichts mit diesem Palaver zu tun.“

N'kema grinste furchtsam.

„O ko! Das ist die Rede eines Narren. Zeige mir doch deinen großen Geist, Tibbetti! Und wenn er stark genug ist, soll er den Arm meines Henkers anhalten.“

Er spie erst links und dann rechts neben sich aus und hob die Hand bis zur Augenhöhe. Das war das Zeichen für den schlanken, starken Krieger, der zu seinen Füßen kauerte und die Klinge des gekrümmten Richtschwertes in den Händen wog. Schnell erhob sich der Mann und trat vor Bones.

„Sprich gut für mich zu allen Geistern und Teufeln“, sagte er leise, wie es alte Sitte war. Dann schwang er das Richtschwert.

Bones sah zu ihm auf und zuckte nicht mit der Wimper. Die gebogene Klinge glänzte im Sonnenlicht...

Dann hörte Bones plötzlich einen schwachen Laut und sah, daß die Waffe zu Boden fiel. Der Henker brüllte vor Schmerz auf und faßte rasch nach seinem blutigen Ellbogen.

N'kema sprang entsetzt empor, sein Gesicht wurde fahl. „O ko!“ stöhnte er. „Dieser Geist...!“

Und dann sah er Sanders.

Der Amtmann stand am Rand der Lichtung, und zu seinen beiden Seiten knieten Haussasoldaten, die ihre Gewehre in Anschlag hatten. Langsam ging Sanders vorwärts, und die N'gombikrieger wichen lautlos vor ihm zurück. Jeder suchte so schnell wie möglich im schützenden Dunkel des Waldes zu verschwinden.

„Ich sehe dich, N'kema“, sagte Sanders leise, fast freundlich. Dann zeigte er auf einen Baum, und Sergeant Abibu, der hinter ihm ging, warf geschickt das Tau, so daß es sich um einen großen Ast knotete. Dort wurde N'kema gehängt.

„Diese Geister!“ sagte Donald schauernd und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. „Haben Sie es gesehen?... Gerade als der Henker zuschlagen wollte... hat ihn jemand gehindert... das ist zuviel!“

Bones räusperte sich. Er wußte, wie das gekommen war, denn er hatte die neuen Schalldämpfer auf der Mündung der Gewehre gesehen.

„Ja, ja, wir haben hier eine besondere Art von Geistern, mein lieber, alter Junge.“

Murdock schüttelte den Kopf.

„Ich muß doch sagen, daß sich mein Urteil über den Spiritismus bedeutend verändert hat. Es ist etwas daran. Ich möchte schwören, daß hier wirkliche Geister ihre Hand im Spiele hatten!“

„Das ist in Afrika eine ganz gewöhnliche Erscheinung“, murmelte Bones.

„Ich schicke sofort ein Telegramm an Jane und teile ihr mit, daß ich nichts mehr gegen Spiritismus habe, das heißt, wenn es sich um wirkliche Geister handelt.“

Aber als sie wieder bei der Residenz an der Mündung des Großen Stromes ankamen, zeigte es sich, daß das überflüssig war. Der Telegrafist überreichte Mr. Murdock bei der Ankunft ein Telegramm:

„Du hast recht. Geister sind Humbug. Detektive fanden Fingerabdrücke des Professors auf den Trompeten. Komme zurück. Jane.“

Donald schüttelte wieder den Kopf.

„Es wird jetzt schwer sein, sie vom Gegenteil zu überzeugen“,

meinte er.

## **V. Das Zepter des Königs**

Zur Frühstückszeit prallten in der Residenz gewöhnlich die Gegensätze aufeinander, und die Auseinandersetzungen wurden besonders heftig, wenn Captain Hamilton an sein Leberleiden erinnert wurde oder sich von einem Fieberanfall erholte.

Auch Leutnant Tibbetts konnte sehr unangenehm werden. Er entdeckte dauernd Dinge neu, die jedem bekannt waren, oder er grub Theorien aus, die man schon längst zu den Akten gelegt hatte. Von jeder Inspektionsreise brachte er mindestens eine fabelhafte Sensation mit, über die man aber in der Residenz bereits unterrichtet war.

„Sie reden schon wieder von dem Zepter des großen Königs, Bones. Die Geschichte ist doch seit hundert Jahren erledigt!“ sagte Hamilton gereizt. „Ein solches Ding hat es niemals gegeben. Und Sie wissen sehr wohl, daß die Eingeborenenhäuptlinge, ob sie sich nun Könige oder Fürsten oder Infanterieleutnants nennen -“

„Danke verbindlichst für das Kompliment“, murmelte Bones und schloß die Augen wie ein christlicher Märtyrer, der in Ergebenheit stirbt.

„Auf keinen Fall hatten sie Zepter oder Reichsapfel.“

„Wollen Sie vielleicht auch abstreiten, daß die Leute hier keinen Thronessel kennen? Seien Sie doch vernünftig, lieber, alter Freund. Thronessel werden schon in der Bibel erwähnt und Zepter auch. Da können Sie nichts machen. Und ich bin fest davon überzeugt, daß einer dieser alten Herrscher es verborgen hat. Bosambo sagt -“

„Bosambo ist ein frecher Lügner! Ich verstehe überhaupt nicht, wie Sie diesem notorischen Schwindler etwas glauben können!“

„Danke“, sagte Bones mit leidendem Gesichtsausdruck.

„Ich habe diese Geschichte nun schon mehr als hundertmal gehört, Bones“, mischte sich Sanders ins Gespräch. „Seitdem ich hier das Gebiet verwalte, hat man mich mit dem Zepter des Königs bedroht. Es herrscht der Glaube, daß viele Stämme einmal unter dem Zepter eines großen Königs vereinigt werden sollen, der die Weißen ins Meer treibt. Alle sechs Monate ungefähr steht immer ein anderer Mann auf und sagt: ‚Ich bin der Fürst, auf den die Völker warten.‘ Wegen dieses verfluchten Zepfers sind schon mehr Kriege geführt worden als wegen irgendeiner anderen Sache. Übrigens nennen es die Eingeborenen nicht Zepter, sondern Stab.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Unterstützung, liebe alte Exzellenz. Nun muß ich Ihnen aber auch etwas mitteilen - Bosambo hat das Königszepter nämlich wirklich gesehen!“ Bones sprach mit erhobener Stimme, streckte einen Arm aus und trat einen Schritt zurück, um zu beobachten, welchen Eindruck diese Worte auf seine Hörer machten. Aber es rührte sich niemand.

„Bosambo hat niemals etwas gesehen außer - ach, es hat ja gar keinen Zweck, darüber zu reden.“

Bones betrachtete Hamilton mit einem mitleidigen Lächeln. Er glaubte fest an die Geschichte von dem Königszepter und träumte davon, daß er es eines Tages entdecken würde. Wie schön mußte es sein, wenn er in späteren Tagen seine Kinder dann ins Britische Museum führte und ihnen dieses Prunkstück zeigte, das dort unter Glas auf einem roten Samtkissen liegen würde. Und auf einer vergoldeten Messingplatte konnte man lesen: „Der englischen Nation geschenkt von Leutnant Tibbetts, Mitglied der Königlichen Geographischen Gesellschaft.“ Es folgte dann eine kurze Biographie von ihm selbst, die mit den Worten begann:

„Dieser kühne Forscher, dessen Name weit und breit bekannt ist...“

Die Akasavaleute waren gegen Fremde feindlich gesinnt.

Wehe dem Isisifischer, der in ihren Gewässern Beute machen wollte! Und doch nahmen sie M'turi, den Sohn O'fakas, gastlich auf, weil sein Vater der größte aller Isisizauberer war und Kriege, Hungersnöte und merkwürdige Erscheinungen am Sternenhimmel prophezeit hatte. Schließlich hatte er den Tod des Isisikönigs in so lebhaften Farben geschildert, daß Sanders sich veranlaßt fühlte, schleunigst mit der ‚Zaire‘ den Fluß hinaufzudampfen. Es war auch hohe Zeit; er konnte den König gerade noch von einer Akonitvergiftung retten. Er hängte O'faka, den Seher und Propheten, und hielt den versammelten Häuptlingen und Ältesten einen interessanten Vortrag über Propheten, Zauberer und Wunderärzte. Darauf schlug die Stimmung um, und M'turi, der kein Seher und Prophet war, sondern nur ein hübscher, etwas eitler Mann, mußte zu den Akasava fliehen, wo er freundlich aufgenommen wurde. Denn es geht ein Sprichwort am Großen Strom: „Die Isisi lieben schöne Frauen, die Ochori gutes Essen, aber die Akasava sind neugierig, was die Zukunft bringt.“

Der Jäger M'turi besaß keine geheimen Kräfte, aber er war ein kluger Mann. Als er eines Tages in südlichem Gebiet, das zweifellos den Isisi gehörte, nach Affen jagte, kam er zu einer engen Schlucht. Der Strom floß hier mit reißender Schnelligkeit durch, und das Flußbett war sehr eng. Im Volksmund hieß diese Schlucht das Höllentor.

Im ganzen gab es sieben Höllentore am Großen Strom. Dieser Name klang großartig und flößte den Gemütern Furcht ein. Und alle Leute glaubten, daß das Höllentor in ihrer Nähe das einzig richtige sei. Im allgemeinen ist der Große Strom sehr breit und hat viele Sandbänke und Untiefen. Das Schlimmste ist jedoch, daß diese Hindernisse von Zeit zu Zeit verschwinden und an anderen Stellen wieder auftauchen, wo sich früher tiefes Fahrwasser befand. Bei dreien dieser Höllentore war das Flußbett schmal, und das Wasser schoß zwischen hohen Ufern dahin. Solche engen Flußtäler sind bei Stürmen durchaus nicht

sicher, und Sanders hatte eine allgemeine Verfügung erlassen, daß die Häuptlinge und Dorfältesten genauen Bericht einsenden sollten, wenn die hohen Uferwände durch Regen unterspült oder sonst irgendwie unsicher wurden.

M'turi war müde. Er zündete ein kleines Feuer an und briet sich eine Affenkeule. Dann faßte er den Entschluß, über Nacht hier zu ruhen und erst am nächsten Morgen zur Akasavastadt zurückzukehren. Er war nicht in der allerbesten Stimmung, denn der König war es müde, einem Seher und Propheten Obdach zu gewähren, der nicht zaubern konnte.

Bevor er sich in sein Affenfell einrollte, um zu schlafen, ging er noch zu dem Felsenvorsprung, setzte sich nieder und ließ die Beine über die Klippe herabhängen. Der Abhang war an der Stelle über dreißig Meter hoch. Während er saß, fühlte er, daß sich der ganze Grund leicht hin und her bewegte. Verwundert sah er sich um und entdeckte die Ursache. Es blies ein scharfer Wind, und zwei hochragende Isisipalmen schwankten hin und her. Die Bäume standen ungefähr hundert Schritte von ihm entfernt, und die Bewegungen des Bodens stimmten genau mit den Schwankungen der Bäume überein. Erstaunt erhob sich M'turi und ging zu den Bäumen.

Die Palmen wuchsen in einer tiefen Erdspalte, und er entdeckte, daß die scharf ins Tal vorspringende Höhe aus einem großen Felsen bestand, der sich so weit von dem anderen Gestein gelöst hatte, daß die Schwankungen der Bäume genügten, um auch den Felsen leicht zu bewegen. Eine nähere Untersuchung der Erdspalte ergab, daß der Felsblock nur noch lose in seiner Lage gehalten wurde. Es konnte höchstens noch einige Wochen oder Monate dauern, bis die ungeheuren Steinmassen in das Flußtal hinunterstürzten.

Am nächsten Morgen ging M'turi zur Akasavastadt, wo man ihm nicht mehr freundlich gesinnt war. Er hatte weder eine Prophezeiung gesprochen, noch hatte er Geister gesehen. Und er hatte nicht einen einzigen Mann oder eine Frau bezeichnet, die

vom Teufel besessen waren.

Als er ankam, hielten die Ältesten gerade ein Palaver ab.

Zwischen einigen Jägern der Ochori und der Akasava hatte es einen Zusammenstoß im nördlichen Gebiet der Akasava gegeben. Glücklicherweise war niemand dabei ums Leben gekommen. Aber Bosambo, der Häuptling der Ochori, eilte schnell zu der Grenze seines Gebietes und forderte die Oberhäuptlinge der Akasava auf, mit ihm bei den vier Gummibäumen zusammenzukommen. Dies war seit undenklichen Zeiten der Palaverplatz für die beiden Stämme. Und Bosambos Einfluß war so stark, daß die vier großen Häuptlinge, wenn auch widerwillig, zu der festgesetzten Zeit eintrafen.

Das Recht war auf Bosambos Seite. Die Akasavaleute hatten auf verbotenem Gebiet gejagt, und sie wußten, daß Sandi solche Übertretungen schnell und rücksichtslos durch Abgaben von neuen Steuern strafe.

„Mein Herr Bosambo, das ist die Wahrheit“, sagte der Oberhäuptling der Akasava. „Der Jäger M'turi von den Isisi, der in meiner Stadt wohnt, hat meine jungen Leute zu dieser Übertretung verleitet. Diese Nacht will ich ihn zu seinem Stamm zurückschicken und ihn für seine schlechte Tat schlagen.“

Bosambo sagte nichts. Er wußte sehr gut, daß nur die Furcht vor Sanders' Namen die Akasava zurückhielt. Sonst wäre es zu einem Zusammenstoß gekommen, und bei dieser Gelegenheit hätte er den kürzeren gezogen. Dazu durfte er es unter keinen Umständen kommen lassen, denn die Hälfte seines Gebiets befand sich in Aufruhr, weil er seinen Leuten eine neue Steuer auferlegt hatte. Und die Stimmung der kriegerischen Akasava war zur Zeit gefährlich. Der kleinste Anlaß genügte, um den Ausbruch von Feindseligkeiten herbeizuführen.

Aber auch der Häuptling der Akasava kam in düsterer Stimmung in seine Stadt zurück.

„Ich sage dir, M'turi, du hast Schande über die Akasava gebracht, denn dieser Hund von Bosambo, dessen Vater ein Sklave und Knecht ist, hat sich über mich lustig gemacht, als ob ich ein hilfloses Kind oder ein kraftloser alter Mann wäre. Und wenn nicht Sandi wäre, so hätte ich meine Speerleute aufgerufen, und die Ochori wären sehr traurig geworden. Wir haben dir hier eine Hütte und Nahrung gegeben, weil du der Sohn deines Vaters bist, aber du hast uns keinen Zauber gezeigt und auch nicht von großen Dingen geredet, die in der Zukunft kommen sollen.“

„O Häuptling, höre meine Worte!“ erwiderte M'turi. „Sammle deine Krieger und ziehe gegen die Ochori, denn Sandi wird nicht kommen, auch nicht sein kleines Schiff und seine Gewehre, die haha sagen. Ein großes Wunder wird geschehen. Mein Juju wird in dem Fluß stehen und große Wunder wirken, so daß kein kleines Schiff den Strom hinauffahren kann.“

„Das ist das Geschwätz eines Toren“, entgegnete der Akasavahäuptling wütend und ärgerlich.

In der Nacht gaben sie M'turi ein altes schlechtes Boot, ein halbzerbrochenes Ruder und Nahrung für einen Tag, und er kochte vor Wut gegen die Akasava, daß sie ihn so von sich schickten.

Als er vom Ufer aus nicht mehr zu sehen war, machte er einen großen Bogen und kam heimlich in der Dunkelheit wieder zurück zu der Stelle, wo die besten Fahrzeuge der Akasava lagen. Er nahm sich das schönste Boot von allen und ruderte den Strom hinauf, aber nur während der Nachtzeit. Am Tage verbarg er sich und schlief. Nach einiger Zeit kam er in das Land der Ochori.

Ein Wächter brachte ihn vor den Häuptling Bosambo, und M'turi kauerte sich zu Füßen des großen Mannes nieder.

„Ich sehe dich, Bosambo. Ich bin M'turi, der Sohn des großen O'faka aus dem Lande der Isisi. Und weil mein Vater ein großer

Prophet und Zauberer war, bin ich hergekommen, um dir die Zukunft zu sagen. Nimm deine Speerleute und ziehe mit ihnen gegen die Akasava, dann wirst du König über dieses Land und über die Akasava und die Isisi sein. Denn ich habe einen mächtigen Juju, der sich Sandi in den Weg stellen wird, so daß er nicht mit seinen Soldaten, seinem kleinen weißen Schiff und seinem Gewehr, das haha sagt, den Strom herauffahren kann. Mein Juju ist so mächtig, daß er ihn zurückstößt, und du bist dann für immer Herr über diese Länder.“

Bosambo sah den schlanken M'turi verächtlich an, dann spuckte er nach links und rechts.

„Du verdammter Nigger“, sagte er in Englisch und gab seinen Kriegern, die in der Nähe standen, ein Zeichen.

Sie führten M'turi ans Ufer, nahmen ihm alles, was er hatte, schlugen ihn mit einer Rhinocerospeitsche und jagten ihn in sein Boot. Wütend und racheerfüllt fuhr er wieder den Strom hinunter. Eingeschüchtert kam er zu den Isisi, baute sich außerhalb der Stadt eine Hütte und war froh, daß die Sünden seines Vaters inzwischen vergessen worden waren und daß sich die kleinen Jungen nicht mehr über ihn lustig machten, weil sein Vater gehängt worden war...

„Zwischen Bosambo und diesen verdammten Akasava hat es eine Auseinandersetzung gegeben“, sagte Sanders. „Die Sache scheint im Augenblick beigelegt zu sein, aber wenn Sie in die Gegend kommen, Bones, dann sehen Sie sich einmal um. Nehmen Sie diesmal die ‚Zaire‘. Ich habe Nachricht erhalten, daß ein Ingenieur herkommt, der die ‚Wiggle‘ überholen und den Motor nachsehen soll.“

„Wenn es irgendwie zu Zusammenstößen kommt, meine liebe, alte Exzellenz, so dürfen Sie sich darauf verlassen, daß der brave Bones alles zum besten regelt“, erwiderte Leutnant Tibbetts ernst.

Am nächsten Morgen dampfte die ‚Zaire‘ bei Tagesanbruch

den Fluß hinauf. Bones war zufrieden, daß er die Leitung des Schiffes Yoka überlassen konnte, denn er hatte an anderen Dingen zu arbeiten. Er saß in seiner Kabine und setzte einen Artikel für die Presse auf, der in Surrey, seiner Heimat, erscheinen sollte. Die Überschriften lauteten:

*Ein merkwürdiger afrikanischer Fetisch*

Das Zepter eines prähistorischen Königs gefunden

Äußerst sensationelle Entdeckung von Leutnant Tibbetts

Bones hatte während seiner Reise schlechtes Wetter, das auch noch anhielt, als er ins Land der Isisi kam. Drei Wochen lang hatte es geregnet und gestürmt, und schwere Gewitter waren bei Tag und bei Nacht niedergegangen. Der Strom war angeschwollen, und der kleine Nebenfluß im Land der Lulanga trat über seine Ufer und bildete einen großen See. Schon lange bevor er zur Einmündung kam, sah Bones die gelben und die schwarzen Wasser nebeneinander herfluten, und er wurde unruhig. Manchmal kam er nur zwei Knoten die Stunde vorwärts. Nur wenn er in der Nähe des Ufers fahren und die heftigen Strömungen vermeiden konnte, ging es etwas schneller.

In der Dunkelheit erreichte er das Höllentor. Der Scheinwerfer am Bug der ‚Zaire‘ leuchtete die Fahrrinne ab. Die Maschine lief mit voller Kraft, und der Dampfer bebte unter dem gewaltigen Anprall der Wassermassen. Yoka hatte ein starkes Feuer unter den Kesseln anmachen lassen, und die Schornsteine spien Funken zum Himmel empor. Die ‚Zaire‘ befand sich in der stärksten Strömung.

Bones stand vollständig durchnäßt neben dem Steuermann und schaute geradeaus. Das kleine Schiff kam nur langsam vorwärts, und die Bugwelle rauschte hoch empor. Von Zeit zu Zeit wanderten Bones' Blicke ängstlich zu den hohen Uferwänden, denn in der Regenzeit passierten fast immer Unfälle durch Einstürzen von Felsblöcken.

Stunde für Stunde arbeitete sich der kleine Dampfer gegen

den Strom vorwärts, und die ‚Zaire‘ war nahe der engen Stromschnelle, als Bones plötzlich ein gewaltiges Getöse und Krachen hörte. Erschreckt sah er auf. Das hohe, steinige Ufer brach vor seinen Augen zusammen. Unter großem Getöse rutschten die Felsmassen langsam, unglaublich langsam in die Tiefe...

Ein Steinregen prasselte auf das Deck der ‚Zaire‘ nieder, und ein entwurzelter Baum fiel seitlich auf das Deck. Diesem Umstand war es wahrscheinlich zu danken, daß die ‚Zaire‘ nicht zertrümmert wurde. Eine ungeheuer große Woge faßte den Dampfer, hob ihn hoch und drückte ihn gegen das felsige Ufer. Aber der Baum mit seinen Ästen und Wurzeln diente als Prellbock, und einige Sekunden später glitt das Schiff wieder in tiefes Fahrwasser.

„Donnerwetter!“ stieß Bones atemlos hervor.

Er war noch bleich und verstört, als er am nächsten Morgen die Stadt der Isisi erreichte. Der alte Häuptling B'fundi brachte seine neue Frau mit zum Ufer, um Tibetti zu begrüßen. Die Leute nannten sie nur ‚die Frau mit dem wunderbaren Gang‘. Selbst Bones bewunderte sie.

An der Grenze des französischen Gebiets leben merkwürdige Stämme, die keine Steuern zahlen und sich niemand unterordnen wollen. Dort wohnte auch ein N'gombinscher mit seinen sieben Töchtern, die schlank gewachsen waren und einen herrlichen Gang hatten. Die Mannequins von Paris hätten den Vergleich mit dem Gang dieser N'gombimädchen nicht aushalten können, und die Töchter Bolikis waren selbst bei ihrem eigenen Volk berühmt.

Die Frauen kamen von weither aus ihren Dörfern zu den fünf Hütten am seichten Sagarfluß, um von dem graziösen Gang der Töchter Bolikis zu lernen. Die Leute hatten bei ihrem Anblick den Eindruck, daß sie festständen und der Boden unter ihren Füßen wegglitte.

Häuptling B'fundi war ein reicher Mann. Er war auch so alt, daß er bald sterben mußte, aber da er viel Macht hatte, wagte niemand, über seine Torheiten zu spotten. Auch er hörte von den sieben schönen Töchtern des Fischers, fuhr in seinem besten Boot zu ihm, sah die hübschen Mädchen und heiratete eine. Boliki überschüttete er mit Geschenken, und dieser war sehr zufrieden, denn er konnte sich mit diesen reichen Gaben eine neue Frau kaufen.

B'fundis Söhne, die hart für ihren Vater gearbeitet hatten und ihr Bestes taten, um ihn mit Gummi, Häuten und anderen Reichtümern zu versehen, die seine Vorratskammern füllten und ihm eßbare Hunde brachten, sahen die junge, schöne Frau, aber sie blieben ihr gegenüber gleichgültig. Sie wußten nur zu gut, daß sie ein Spielzeug für ihren Vater war, der bald sterben mußte.

Die Frauen der Isisi kamen aus den entferntesten Gegenden, um zu sehen, wie Lilaga die Hauptstraße entlangschritt. Die Männer saßen vor ihren Hütten, runzelten die Stirne und hielten die geballten Fäuste an die Zähne; die Frauen aber waren eifersüchtig, weil Lilaga so schön und anmutig gehen konnte.

Aber mit der Zeit gewöhnten sich die Leute daran, und als Bones mit der ‚Zaire‘ ankam, achtete man kaum noch darauf. Die Frauen hatten versucht, ihren Gang nachzuahmen, aber keinen Erfolg gehabt. Und wenn Lilaga jetzt die Straße entlangschritt, sahen die Männer kaum noch nach ihr hin. Nur die klatschsüchtigen Frauen machten böse Bemerkungen über ihren Gang.

Aber im Hause des alten B'fundi sah man bekümmerte Gesichter, denn Lilaga hatte den alten Mann mit ihren schönen Augen vollständig behext. Wenn sie ihn um irgend etwas bat, schenkte er es ihr.

Als Lilaga angekommen war, hatte der Jäger M'turi am Ufer gestanden und sich auf seinen Speer gestützt. Er war ein großer,

schöner Mann, und seine Muskeln spannten sich unter der braunen Haut. Lilaga schaute nach ihm und er nach ihr. Und später erzählten sich die Leute, daß sie im Dunkel der Nacht zu seiner Hütte schlich, die abseits von dem Ort lag. Ob diese skandalösen Gerüchte der Wahrheit entsprachen oder nicht, es stand jedenfalls fest, daß M'turi, der bis dahin ein armer Mann gewesen war, plötzlich reich wurde. Er baute sich neue Ställe, in denen er Hunde fütterte, und er hatte große Ziegenherden, Säcke voll Salz und Messingzierate, ein weiches Beet von Fellen und andere Annehmlichkeiten, die sich nur reiche Leute leisten können.

In einer mondlosen Nacht traf Lilaga M'turi am Rande des Waldes und ging vor ihm zu seiner Hütte. Sie trug einen kleinen Beutel in der Hand, in dem es lieblich klang.

„Dies ist der Schatz, den er unter seinem Lager vergraben hatte und den er mir jetzt schenkte, weil er mich liebt.“

Aber M'turi wollte über andere Dinge mit ihr sprechen.

„Heute abend hörte ich eine Nachricht von Lokoli-Trommeln. Der enge Fluß an der Stromschnelle bei dem Höllentor soll kein Fluß mehr sein. Nur noch Erde und Felsen liegen im Flußbett. Und morgen wird Tibbetti kommen. Du bist sehr klug, Lilaga, und dein Mann, der Häuptling, steht bei Tibbetti in Gunst. Finde für mich heraus, ob Sandi einen Zauber besitzt, um das Strombett wieder freizumachen. Und wenn er einen solchen Zauber besitzt, dann sollst du ihn für mich stehlen. Dann bin ich ein großer Mann unter den Isisi, und wir wohnen in der Hütte des Häuptlings. Denn er wird sterben, und wir wollen seine Reichtümer unter uns teilen.“

Fünf Tage später kam Sanders, der eine Taubenpost von Bones erhalten hatte. In seiner Begleitung befand sich der Ingenieur, der die ‚Wiggle‘ reparieren und überholen sollte. Der Amtmann hatte die Botschaft gerade bekommen, als der große Postdampfer in der Bucht vor Anker lag, der den Ingenieur zur

Mündung des Großen Stromes brachte. Auf diese Weise war es ihm möglich, allerhand Hilfsmittel an Bord der ‚Wiggle‘ zum Ufer zu bringen. Das kleine Dampfboot konnte die Menge der Werkzeuge und Leute kaum fassen. In der Nähe der Stadt der Isisi wurde ein Lager aufgeschlagen, und B'fundi ließ in aller Eile drei große Hütten für Sandi bauen.

B'fundi war wirklich ein weiser alter Mann, und sein Reichtum war im ganzen Lande bekannt. Er war aber auch so mächtig, daß die Oberhäuptlinge der Isisi ihn in Ruhe ließen und nur die gesetzmäßige Steuer von ihm erhoben. Weil er so alt geworden war, glaubten die Leute, daß er magische Kräfte besäße. Man erzählte sich, daß er die fürchterlichsten Geister herbeirufen könne, wenn er nur mit den Fingern schnippte.

In einer schrecklichen Nacht hatte einmal ein entsetzlicher Sturm in der Gegend gewütet. Alle Hütten im Ort waren beschädigt, die Hälfte der Wohnungen stürzte ein, und auf den Feldern war das Korn durch den Orkan und den Regen zu Boden gedrückt. Ertrunkene Hunde schwammen im Strom, nur B'fundis Häuser hatten nicht gelitten, seine Ställe waren gefüllt von kläffenden Hunden, und das Korn auf seinen Feldern stand stolz und hoch. B'fundi war ein Freund M'shimba-M'shambas, des großen Gewittergottes. „Ich habe Zauberkräfte, und ich spreche oft mit Geistern“, sagte er selbstzufrieden zu Sanders. „Aber alle meine Geister sind friedfertig und schaden niemand. Sie streicheln nur mein Gesicht und meine Nase und sagen mir, daß ich länger lebe als die Welt. Aber, mein Herr Sandi, du mußt auch einen großen Zauber besitzen, daß du den großen Felsblock fortschaffen kannst, mit dem M'shimba-M'shamba den Fluß versperrt.“

Dies sagte der Häuptling nur, weil Lilaga ihn dazu angespornt hatte.

„Das werde ich tun“, erwiderte Sanders. „Eines Tages wird mein großer Geist kommen, und er wird bellen wie eine große Kanone, und die Steine werden nach allen Seiten in die Luft

fliegen, so daß die Leute am Ufer getötet werden. Und dann wird der Fluß wieder in seinem alten Bett laufen.“

B'fundi hörte es wohl, glaubte es aber nicht.

„Mein Herr Sandi, die Akasava sagen, daß es bald kein Gesetz mehr geben wird, denn dieser große Felsblock ist durch ihren Zauber in den Fluß gefallen, so daß dein kleines Schiff und deine Soldaten mit dem Gewehr, das haha sagt, nicht mehr hinauffahren können. Dann werden sie tun, was sie für gut halten, und keinen Tribut mehr schicken, weder Gummi noch Fische, weder Ziegen noch Salz.“

Sanders lächelte grimmig.

„Schon oft haben die Leute törichte Dinge gesprochen, B'fundi. Ihre Hütten sind eingefallen, und das Gras wächst über die Trümmer. Ihre weißen Knochen bleichen in der Sonne. Auch ich kann wundervoll wandeln“, sagte er bedeutungsvoll, denn er hatte von der Tochter Bolikis gehört und vielleicht auch von ihrem Verhältnis zu M'turi.

B'fundi quälte ihn mit Bitten, und schließlich gab Sanders nach und zeigte ihm gewisse Wunderdinge. Bones hätte natürlich alles mit viel großartigeren und hochtrabenderen Worten erklären können, aber er war mit der ‚Zaire‘ und allen entbehrlichen Mannschaften zur Stadt der Ochori gesandt worden.

„O ko“, sagte B'fundi mit ehrfürchtigem Staunen, als ihm Sanders alles erklärt hatte.

Später erzählte er seinem Weibe Lilaga, was er gehört hatte, und sie brachte die Neuigkeiten zu M'turi. Dieser stahl sich eines Nachts, als die Haussaschildwache mit einem Mädchen schäkerte, in das Vorratshaus und nahm einen der Zauberstäbe, mit denen die Felsen aus dem Fluß geschleudert werden sollten.

Auf halbem Wege zu seiner Hütte traf er Lilaga.

„Diese Nacht hat Tibbetti Sandi eine Nachricht geschickt.

Seine Soldaten wollen dich gefangennehmen. Flieh schnell zu den Akasava.“

Der gehetzte M'turi mußte wieder ein Boot besteigen und fuhr mit dem Zauberstab zum König der Akasava. Dieser war aber in schwerer Bedrängnis, weil Tibbetti mit Soldaten und Maschinengewehren an der Grenze seines Landes stand. Um ihn zu besänftigen, nahm der Oberhäuptling der Akasava M'turi gefangen und schickte ihn Bosambo.

Der Gefangene kam um Mitternacht an. Bosambo verhörte ihn, und sein Herz freute sich, als er den Zauberstab sah, denn in der vergangenen Nacht hatte ihm Tibbetti seine Gunst entzogen.

„Lob sei Gott dem Allmächtigen und dem Propheten“, sagte er auf arabisch. Dann ging er an Bord der ‚Zaire‘ und weckte Bones.

„Mein Herr Tibbetti -“, begann er.

„Scher dich zum Teufel!“ schrie Bones wütend. „Hebe dich von meinem Schiff, du Mann der tausend Lügen! Sonst lasse ich dich mit der Peitsche schlagen!“

„O mein Herr Tibbetti, ich habe gefunden, was ich früher nicht hatte“, erwiderte Bosambo mit bittender Stimme. Er hockte vor der Kabinentür. „Und als ich dir gestern abend sagte, ich hätte vergessen, wo ich das Zepter des großen Königs verborgen habe, sprach ich die Wahrheit. Und trotzdem sagtest du, daß ich ein schlechter Mann sei. Aber in dieser Nacht, Tibbetti, hatte ich einen Traum...“

Bones kam jetzt in seinem Schlafzug neugierig heraus und hörte Bosambos Erzählung mit größtem Interesse an.

Es war nicht so schwer gewesen, die Steinmassen im Höllentor wegzusprengen, wie Sanders gefürchtet hatte. Dicht hinter den Stromschnellen war der Fluß breit und tief. Nach mehreren Sprengungen war der Lauf wieder frei, und nach einiger Zeit nahm der Fluß seine gewöhnliche Höhe wieder ein. Als Sanders ein paar Tage später mit seinem Dampfer die Stelle

passierte, war nicht mehr das geringste Hindernis zu bemerken.

Befriedigt über den Erfolg kehrte er zur Residenz zurück und schickte Bones Nachricht, daß er M'turi verhaften und als Gefangenen mitbringen sollte.

Dieser Befehl wurde ausgeführt. Drei Tage später kam Bones mit der ‚Zaire‘ wohlbehalten an der Mündung des Großen Stromes an. Sanders und Hamilton saßen gerade beim Abendessen, als Bones hochehobenen Hauptes auf die Veranda trat und einen länglichen Gegenstand auf den Tisch legte.

„Das ist das Königszepter, mein guter, alter Kamerad und Vorgesetzter. Beharrlichkeit führt zum Ziel. Äußerste Energie und Willensanstrengung, meine liebe, alte Exzellenz. Das ist das Zepter des großen, alten Königs. Es ist eine der ältesten und kostbarsten Reliquien..“

Um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, schlug er mit der Hand auf den Tisch.

„Die Eingeborenen wissen glücklicherweise nicht, was es bedeutet -“

„Bones!“ rief Sanders warnend. „Gehen Sie vorsichtig mit der Stange Dynamit um, sonst fliegt das ganze Haus in die Luft!“ - Bones wurde kreidebleich und trat einige Schritte vom Tisch zurück.

„Was - das soll Dynamit sein?“ fragte er leise. „Ich habe das Ding immer unter meinem Kopfkissen gehabt und darauf geschlafen!“

Hamilton nahm den gefährlichen Dynamitstab, trug ihn zum Fluß und versenkte ihn im Wasser.

## **VI. Der Kanal**

Ein wunderbarer Frühlingstag lag über der Residenz. Eine frische, kühle Brise wehte vom Meer herüber, die Palmen wiegten sich im Winde hin und her, und ein leichter Staub wirbelte an den Ecken der Haussahütte auf.

Leutnant Tibbetts stand vor den Unteroffizieren der Kompanie. Er hielt ein Buch in der Hand und hatte das Monokel ins Auge geklemmt. Er war dienstlich beschäftigt, denn er trug einen Tropenhelm und einen Säbel.

Sanders stand neben Hamilton am Geländer der Veranda und schaute zu ihm hinüber.

„Was ist denn eigentlich dort los?“ fragte er.

„Er hält Instruktionsstunde ab“, meinte der Captain und lächelte ironisch. „Ich wette, die Leute wissen nicht, worauf er hinauswill, und er selbst weiß es wahrscheinlich am allerwenigsten. Da können sie sich wenigstens gegenseitig nichts vorwerfen.“

Bones unterrichtete tatsächlich über ‚Pionierwesen im Felde‘.

„Er weiß nur sehr wenig davon“, bemerkte Hamilton mit düsterer Genugtuung.

Gleich darauf ließ Bones die Leute abtreten und schritt erhobenen Hauptes zu seiner Hütte, um Säbel und Riemenzeug abzulegen.

Einer der Unteroffiziere, die an der Instruktionsstunde teilgenommen hatten, kam in der Nähe der Veranda vorbei, und Hamilton winkte ihn zu sich heran.

»Sage mir, Korporal, welches Wunder hat euch Tibbetti heute erzählt?“ fragte er.

Der Mann grinste etwas verlegen und trat von einem Fuß auf den anderen.

„O Herr“, sagte er schließlich, „er hat von einem großen Kanal gesprochen, der in diesem Lande gegraben wurde. Der Kanal war so groß, daß Schiffe von einer Welt zur anderen fahren konnten. Aber wir wußten, daß es ein Scherz war, und deshalb paßten wir nicht genau auf.“

Hamilton nickte.

„Hat er sonst noch etwas erzählt?“

Die dunklen Gesichtszüge des Mannes strahlten.

„Mein Herr Tibbetti hat auch noch von Löchern gesprochen, die wir in die Erde graben, und in denen sich die Haussasoldaten verbergen können, damit die Kugeln der Feinde sie nicht treffen. Aber Sergeant Mahmet Ibn Hassan fragte ihn, wie das im Eburiland gemacht werden könnte, wo das ganze Gebiet sumpfig und feucht ist und wo man schon nach einem Spatenstich auf Wasser stößt. Mein Herr Tibbetti wurde aber sehr böse und schalt den Sergeanten aus. Und so wußten wir, daß er auch das nur zum Spaß gesagt hat.“

Als der Mann gegangen war, steckte sich Hamilton eine Zigarre an.

„Ich möchte nur wissen, was der Suez-Kanal mit Pionierdienst im Felde zu tun hat!“

In diesem Augenblick erschien Bones. Er hatte ein Buch und mehrere Papiere unter dem Arm und machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Befehl ausgeführt, Instruktionsstunde abgehalten“, meldete er und grüßte militärisch. Als er aber eine Wendung linksum machte, fielen das Buch und die Papiere zu Boden, und er mußte hinter ihnen herjagen, da der Wind mit ihnen spielte.

„Was hat denn nur der Suez-Kanal mit Ihrer Instruktionsstunde zu tun?“ erkundigte sich Hamilton.

Bones zuckte die Schultern.

„Mein lieber, alter Kamerad und Vorgesetzter, ich gebe wohl

zu, daß das mehr zur Taktik gehört. Morgen halte ich eine Instruktionsstunde über dieses Fach ab. Den Suez-Kanal habe ich nur heute schon vorausgenommen.“

Hamilton nahm das Buch auf. Es war nicht eins der berühmten Bonesschen Lehrbücher, wie er erwartet hatte, sondern wirklich ein Instruktionsbuch, das vom Kriegsministerium herausgegeben worden war.

„Aber mein lieber Kommandeur, ich habe die Geschichte mit dem Suez-Kanal wirklich vollkommen ernst gemeint. Ich habe doch gelesen, was der alte Lipstick fertiggebracht hat -“

„Wen meinen Sie?“ fragte Sanders.

„Mr. Lipstick, den netten, alten Knaben, der den Suez-Kanal gebaut hat -“

„Sie meinen Lesseps. Es ist doch entsetzlich, daß Sie keinen Namen behalten können“, brummte Hamilton.

„Namen vergehen wie die Spreu vor dem Winde, mein lieber, alter Ham“, erwiderte Bones liebenswürdig. „Aber der Name des alten Lipstick lebt durch seine Taten fort. Noch nach Jahrhunderten wird sein Kanal Meere und Völker miteinander verbinden. Das ist das größte Denkmal, das er sich selbst schuf.“

Später am Tage kam eine Gesandtschaft aus einer Kolonie von Ausgestoßenen, die im Westen von Eburi lebten und schwere Anklagen vorzubringen hatten. Ihr Sprecher war ein alter Mann, der etwas verwahrlost aussah. Er sprach abwechselnd kühn und unterwürfig. Er hieß K'saga und war ein notorischer Dieb, der ein Dorf von Ausgestoßenen beherrschte. Es gab mehrere solcher Orte in der Nähe des Großen Stromes, wo Männer und Weiber wohnten, die vor ihren Stammesgenossen geflohen waren, weil sie die Gerichtsbarkeit zu fürchten hatten.

K'saga erzählte von gestohlenen Ziegen und gestohlenen Weibern - aber die Ziegen waren ihm entschieden wichtiger. Die Eburi sollten die Schandtaten vollbracht haben. Sanders ließ ihn

ruhig aussprechen, bevor er antwortete.

„O K'saga“, sagte er dann, „ich weiß nicht, wer schlechter ist - die Leute von Ebury oder du und die Ausgestoßenen, die in deinem Dorfe leben. Aber ich mache dir einen Vorschlag. Ich werde dich und deine Leute in einem guten Landstrich ansiedeln, wo ihnen niemand etwas stehlen kann. Ich werde meine Hand über euch halten und euch beschützen, und eure Missetaten sollen ausgelöscht sein vor meinem Angesicht, so daß euch niemand ein Leid zufügen darf, weder ein Mann, dem ihr ein Weib gestohlen habt, noch ein Krieger, der den Tod seines Bruders rächen will.“

Aber K'saga lehnte die Hilfe des Amtmanns ab. Er hatte selbst zwei Vettern erschlagen und zog sein elendes Dorf der schönsten Stadt vor, in der er schlecht schlafen und beim geringsten Geräusch in die Höhe fahren würde.

„O Herr, diese Ebury sind schreckliche Teufel, und sie sagen böse Dinge über dich. Was wird erst geschehen, wenn ihr alter Häuptling stirbt und eine Frau zur Herrschaft kommt?“

„Das ist meine Sache“, erklärte Sanders kurz, hob das Palaver auf und versprach, die Beschwerden K'sagas zu prüfen.

Der alte Häuptling der Ebury war schon zu seinen Vätern versammelt, obwohl Sanders noch nichts davon wußte, und es war ihm tatsächlich eine Frau in der Herrschaft gefolgt. Sanders erfuhr davon, als er den Fluß hinaufreiste.

Keinem Teil seines Gebietes näherte er sich vorsichtiger als dem Lande der Ebury, die man am Großen Strom mit den verschiedensten Namen belegte. Die Akasava sprachen von ihnen als von den ‚Unerreichbaren‘, die N'gombi bezeichneten sie als ‚die Leute mit dem hochmütigen Gesicht‘, was soviel wie ‚die Unverschämten‘ bedeutete. Sie zahlten nur ab und zu Steuer, wenn es ihnen beliebte, und auch an den großen, allgemeinen Palavern aller Stämme nahmen sie nur manchmal teil. Sie raubten und stahlen und konnten sich auch in den

Sümpfen mit einer Geschwindigkeit bewegen, daß das Gerücht ging, sie hätten Schwimmhäute an den Füßen.

Ob und wieviel von K'sagas Geschichte der Wahrheit entsprach, mußte Sanders durch eigene Erkundungen feststellen. Er hatte auch gehört, daß die Leute im Dorf der Ausgestoßenen Frauen schlachteten. Der Kannibalismus war sehr schwer auszurotten und wurde von den Leuten im geheimen doch immer wieder getrieben. Und die Klagen K'sagas, daß Frauen aus seinem Dorf gestohlen worden seien, konnte auch eine andere, ernstere und schrecklichere Bedeutung haben. Vielleicht wollte er sich dadurch ein Alibi für seine Untaten verschaffen.

Mit dieser Vermutung hatte Sanders nicht ganz unrecht, denn die neue Königin der Eburi war zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß sie sich um ihre elenden Nachbarn gekümmert hätte.

Als Fsafi-M'lo'bini wußte, daß ihr die Herrschaft über die Eburi sicher war, feierte sie diesen Anlaß dadurch, daß sie zum Christentum übertrat, und zwar wählte sie den römisch-katholischen Glauben. Der Priester, der sie taufte, hatte seine wohlbegründeten Zweifel, aber trotzdem gab er ihr den Namen Teresa. Er glaubte nicht an ihre Aufrichtigkeit, denn er kannte diese Frau zu gut. Bald genug stellte sich heraus, daß er recht hatte, denn kurz nach ihrer Bekehrung hielt sie einen großen Tanz zu Ehren des Mondes ab und ließ dabei die sieben Frauen ihres Vaters auspeitschen.

Der Franziskanerpater Martin kam in Kutte und Tropenhelm an Bord der ‚Zaire‘ und trank Tee bei Sanders. Er strich bedenklich seinen langen Bart und rauchte eine Pfeife, während er dem Amtmann mitteilte, was er über die merkwürdige Frau wußte.

„Ich hätte viel lieber gesehen, daß sie zu den Baptisten gegangen wäre“, sagte er düster. „Sie ist in einer Missionsschule erzogen worden und spricht Englisch. Und das verdirbt den

Charakter der Eingeborenen. Sie kann sogar ein wenig Harmonium spielen. Aber ich weiß, daß sie nur Teufeleien in ihrem Wollkopf hat. Neulich kam ich dazu, wie sie ein Muttergottesbild dazu benützte, um einen ihrer Lieblingstänzer von Leibschmerzen zu heilen. Ich war so erbittert, daß ich sie beinahe verprügelt hätte.“

Sanders lächelte nachsichtig.

Wie Teresa die Herrschaft über das Eburivolk erlangte, ist bald erklärt. Der Stamm hält zäh an seinen alten Traditionen fest, und wenn kein männlicher Erbe vorhanden ist, so wird die siebente Tochter des siebenten Sohnes zur Königin gewählt.

„Sie wird sich mit der Zeit schon beruhigen und bessere Sitten annehmen“, meinte Sanders.

Aber vorsichtshalber sandte er doch einen Boten und ließ die neue Königin zu sich entbieten.

Zwischen dem Land der Eburi und dem Großen Strom zieht sich ein dreißig Kilometer breiter Sumpf hin, den man nicht leicht überschreiten kann. Sanders wartete eine Woche, dann erschien einer der Ratgeber Teresas als Abgesandter bei ihm. - „O mein Herr Sandi, unsere Königin ist krank und kann nicht vor deinem Angesicht erscheinen“, sagte er.

Sanders wußte sehr wohl, daß dies eine freche Lüge war, aber er blieb geduldig. Teresa mußte erst noch andere Zeichen ihres Ungehorsams geben, bevor er strenge Maßnahmen ergriff. Und er wollte zu dieser Zeit größere Unruhen vermeiden.

Hohe Kreidefelsen bilden in dieser Gegend die Ufer des Großen Stromes, und sie fallen über dreißig Meter steil ab. Das war auch die Erklärung dafür, daß der Sumpfgürtel das Land der Eburi von dem Großen Strom trennte. Die Kreidefelsen waren wasserundurchlässig, und so war das Land, obgleich ein Hochplateau, versumpft. Am Fuß der Kreidefelsen lag die ‚Zaire‘ verankert, während Sanders auf Nachricht von Teresa wartete.

Die Sümpfe hatten strategische Bedeutung, denn es war unmöglich, von der Flußseite aus in das Land der Eburi zu gelangen, und einen anderen Zugang gab es nicht. Rechts und links des Korridors, der in das Innere führte, lag französisches Kolonialgebiet. Das Land der Eburi glich einer Flasche, und das Wort ‚Eburi‘ bedeutet auch tatsächlich ‚Kürbisflasche‘. In der Nähe dieses Korridors lag in einer merkwürdigen Bodensenkung das Dorf, in dem sich K'saga und seine Leute niedergelassen hatten. Sanders benützte die Zeit, um ihm einen Besuch zu machen.

Früher war er einmal mit einer bewaffneten Expedition in diesen Landstrich gekommen, und er hatte die entsetzlichen Tage niemals vergessen, als sie durch das Sumpfland marschierten, in dem Wasserschlagen, große Eidechsen und Krokodile hausten. Es gab einige mehr oder weniger gangbare Pfade, aber nur zur trockenen Zeit konnte man sie gefahrlos passieren. Nach der Ansicht des Haussaoffiziers, der die Soldaten befehligt hatte, war das Land der Eburi nahezu uneinnehmbar.

K'sagas Dorf machte einen schmutzigen und verwahrlosten Eindruck. Die Hütten standen wild und regellos durcheinander, und die Gärten und Kornfelder waren unordentlich gehalten. Als Sanders in seinem weißen Tropenanzug am Ende der Dorfstraße erschien, verschwanden die meisten Männer. Selbst K'saga schien kein gutes Gewissen zu haben, denn er zitterte am ganzen Körper, als der Amtmann auf ihn zutrat.

Sanders machte eine Runde durch das ganze Dorf, um nach Schuldbeweisen zu suchen, und zwischendurch sah er sich nach einem hohen Baum um, an den er K'saga knüpfen konnte, falls sich Spuren von Kannibalismus fanden. Aber er entdeckte nichts Verdächtiges. So ging er wieder auf sein Schiff zurück und kam gerade zur rechten Zeit, um die zweite Botschaft Teresas zu hören.

Diese zweite Botschaft klang schon bedeutend

herausfordernder. Die Königin bat Sanders um ein großes Geschenk. Seit etwa zwanzig Jahren ließen sich die Eburidadurch zum erstenmal eine Beleidigung der Regierung zuschulden kommen. Aber Sanders blieb großmütig und wurde nicht ärgerlich.

„Geh zurück zu deiner Königin“, sagte er zu dem Boten, „und berichte ihr, daß Sandi ihr dieses schöne Geschenk schickt, damit sie jeden Tag das Gesicht des Menschen sehen kann, der verantwortlich ist für alles, was in ihrem Lande passiert.“

Bei diesen Worten überreichte er dem Mann einen breiten, goldgerahmten Spiegel.

Nachdenklich kehrte er zur Residenz zurück, und gleich nach seiner Ankunft hielt er mit seinen beiden Offizieren einen Kriegsrat ab.

„Diese Frau wird uns noch viel zu schaffen machen. Ich habe erfahren, daß sie die alten Opfer wieder einführen will. Menschenschlächterei will ich aber unter keinen Umständen dulden, selbst wenn ich wieder eine militärische Expedition in die Gegend schicken muß. Es gibt im Augenblick nur eine Möglichkeit, sie ruhig zu halten: Man muß ihr Respekt beibringen. Ich schlage deshalb vor, Bones mit zwanzig Soldaten und zwei Maschinengewehren in die Gegend zu schicken. Er kann am Rand der Sümpfe ein befestigtes Lager aufschlagen. Der Boden am Fuß der Kreidefelsen ist gut. Dann kann er auch K'saga beobachten. Ich habe ihn stark in Verdacht, daß er Frauen geschlachtet hat. Vielleicht könnte ich auch von der Generalverwaltung einen Ingenieur anfordern, der eine kartographische Aufnahme der Sumpfgelände macht -“

„Aber meine liebe, gute Exzellenz“, sagte Bones verletzt. „Warum wollen Sie denn dazu einen Ingenieur kommen lassen?“ Er warf den Kopf beleidigt in den Nacken.

„Geben Sie doch Bones den Auftrag“, meinte Hamilton. „Er wird uns noch einen Suez-Kanal nach Tanganjika bauen, bevor

Sie ‚einszweidrei‘ sagen können.“

„Aber mein lieber, alter Ham, warum spaßen Sie über diese ernstesten Dinge? Ich will ja nicht sagen, daß ich selbst ein zweiter Lipstick bin -“

„Lesseps“, verbesserte Hamilton hämisch.

„Ich will mich auch absolut nicht als so einen alten, netten Pharaon bezeichnen, der Pyramiden bauen kann, aber eine kartographische Aufnahme...“

„Also fahren Sie mit der ‚Wiggle‘ hinauf und sehen Sie zu, daß Sie mit Teresa in Verbindung kommen. Wenn es möglich ist, marschieren Sie mit ein paar Leuten zu ihrem Dorf. Soviel ich gehört habe, ist sie häßlich wie die Sünde und eitel wie ein Affe.“

„Also eine typische Frau“, sagte Bones überlegen.

Hamilton konnte nur mit Mühe eine böse Bemerkung unterdrücken.

„Wenn ich recht verstehe, meine liebe, alte Exzellenz, soll ich ein paar Worte mit dieser ins Kraut geschossenen jungen Dame reden. Gut, das werde ich tun. Ich werde mit ihr sprechen wie ein Vater.“

„Und sie wird wahrscheinlich mit Ihnen reden wie eine Frau“, unterbrach ihn Hamilton.

Zwei Tage später kam ein Kanu und brachte einen Boten von Teresa. Er saß vor Sanders auf der Erde und hielt ihm eine lange Ansprache, die keinen Inhalt hatte. Dann hielt er eine zweite, noch viel längere Rede über den Spiegel und endete schließlich mit der Erklärung:

„... mein Herr Sandi, die Königin unseres Volkes ist eine sehr kluge Frau und weiß alle Dinge. Nun hast du zwei Söhne, und einen dieser beiden will sie heiraten.“

In diesem Augenblick sprang Sanders auf, und der Bote schrak vor dem zornigen Blick seiner blauen Augen entsetzt

zurück.

„Geh sofort zu deiner Herrin und sage ihr, daß daraus nichts werden kann. Ich habe niemand hier in der Residenz, den sie heiraten könnte, aber ich habe ein Tau, mit dem ich schon viele böse Häuptlinge gehängt habe - bis jetzt allerdings noch keine Frau. Sage ihr auch, daß ich viele Soldaten und Gewehre habe, die haha sagen, und scharfe Stahlmesser. Und wenn ich zu ihr komme, dann wird es mit ihr und den Eburi zu Ende sein. Das Palaver ist aus.“

Der Bote war froh, daß er unbehelligt wieder zu seinem Boot zurückgehen konnte.

Am nächsten Morgen schritt Bones erhobenen Hauptes zur Landungsbrücke, wo die ‚Wiggle‘ vertäut lag. Er war sehr aufgebracht, denn Hamilton hatte den alten Grammophonapparat ans Ufer gebracht und spielte den Hochzeitsmarsch. Bones strafte ihn mit kalter Verachtung, aber als die ‚Wiggle‘ schon in Fahrt war, wandte er sich noch einmal um und brüllte ein paar recht unangenehme Bemerkungen über seinen Vorgesetzten ans Ufer.

Ohne weitere Zwischenfälle erreichte er die Kreidefelsen und steckte das Lager ab. Dann sandte er einen Befehl an K'saga, daß dieser mit allen arbeitsfähigen Leuten seines Dorfes zu ihm kommen sollte. Nach einiger Zeit erschien der Häuptling auch mit etwa hundert Mann der verschiedensten Altersklassen, und mit ihrer Hilfe baute Bones das kleine, befestigte Lager. Er hob auch eine Art Hafen für das Schiff aus und stellte Maschinengewehre an wichtigen Punkten auf, so daß sie den Weg beherrschten, der durch das Sumpfgelände führte.

K'sagas Leute stöhnten, aber sie arbeiteten. Als Bones am Ende des ersten Tages die Leute zählte, mußte er feststellen, daß sich die Hälfte ins Dorf zurückgeschlichen hatte. Kurz entschlossen nahm er sechs Soldaten, marschierte zu dem Ort und ließ die beiden Ältesten, die verantwortlich waren,

auspeitschen. Am nächsten Tag hatte er die Genugtuung, daß alle Leute vollzählig zur Arbeit erschienen.

Als er fünf Tage in dem verschanzten Lager zugebracht hatte, kam K'saga und erzählte ihm, daß die Eburi eine Frau gestohlen hätten, als sie im Walde Holz sammelte. Bones hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen.

„Du wirst diese Frau suchen und zu meinem Lager bringen“, erwiderte er dann. „Und zwar lebendig, K'saga. Wenn du es nicht tust, wirst du in der Morgendämmerung des nächsten Tages sterben.“

Schon um Mitternacht kamen Leute zu ihm und brachten die Frau. Sie war lebendig und gesund, aber so entsetzt, daß sie nicht eine seiner Fragen beantworten konnte. Er nahm den Häuptling beiseite.

„Bringe sie in dein Dorf zurück. Wenn sie aber verschwindet, dann verschwindest du auch“, drohte er.

Das Auftreten einer bewaffneten Macht an der Grenze des Sumpflandes hatte Eindruck auf die Königin der Eburi gemacht. Sie schickte einen Boten, der Bones in ihr Dorf führen sollte. Aber sie ließ ihm gleichzeitig bestellen, daß er keine Soldaten mitbringen solle, da der Weg durch den Sumpf so gefährlich sei.

Bones verhandelte, und schließlich einigte man sich auf zwei Soldaten.

Im Morgengrauen verließ er das Lager, blieb in der nächsten Nacht im Walde, wo er auf einem Baum schlief, und kam am folgenden Mittag im Dorf an. Es herrschte eine unerträgliche Hitze, so daß die Männer kaum arbeiteten. Nur die Frauen waren eifrig beschäftigt, denn sie bereiteten Speisen für ein großes Fest, das M'shimba-M'shamba zu Ehren gehalten werden sollte.

Bevor das Gesetz am Großen Strom Gültigkeit erlangte, wurden die Feste M'shimba-M'shambas mit wüsten Orgien gefeiert. Menschenopfer wurden dargebracht, und die drei

Pfähle, die im Dreieck mitten im Dorf errichtet waren, beunruhigten Leutnant Tibbetts aufs höchste, denn er hatte früher schon derartige Dinge kennengelernt.

Die Haltung der Bevölkerung war nicht unfreundlich, im Gegenteil zutraulich. Sie hatten schon lange keinen Besuch von Sanders und seinen Offizieren erhalten und hatten mehr Angst vor den beiden Haussasoldaten mit ihren geladenen Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten als vor Bones.

Einer der Ratgeber Teresas trat auf ihn zu. Es war ein großer, schlanker, hübscher junger Mann, der noch vor kurzem zu den Tänzern der Königin gehört hatte.

„Sage mir, Mann, was diese drei Holzpfähle hier zu bedeuten haben?“ fragte Bones.

„In einem Tag und noch einem Tag wird die neue Mondsichel am Himmel erscheinen“, erwiderte der Ratgeber, ohne zu zögern, „und dann vollbringen wir einen großen Zauber für M'shimba-M'shamba, wie es unsere Väter taten.“

„Wie es eure Väter taten?“ wiederholte Bones sanft. „O Mann, das ist ein sonderbarer Ausdruck, denn eure Väter taten böse Dinge. Sie haben am Fest M'shimba-M'shambas junge Mädchen geopfert, haben sie an Pfähle gebunden und verbrannt.“

Der junge Mann wurde unruhig.

„Die Eburi sind ein großes Volk“, begann er theatralisch. „Und was wir tun, ist recht, denn niemand kann gegen uns Krieg führen, weil die Sümpfe uns schützen.“

Bones strich mit der Hand über sein Kinn. Das tat er immer, wenn er schnell und intensiv nachdachte.

„Was bist du, Mann?“ fragte er.

„Ein Ratgeber der Königin“, sagte der andere stolz. „Auch gehöre ich zu den Männern unserer Königin.“

Erst gegen Abend wurde Bones zu einer Unterredung mit

Teresa gerufen. Sie saß auf ihrem Stuhl und hatte im Halbkreis um sich ungefähr zwanzig junge Leute versammelt, die alle bunte Federn im Haar trugen. Sie selbst war von mittlerer Größe und hatte ein von Pockennarben entstelltes Gesicht. Sie war hager und knochig und nur wenig bekleidet.

„Setze dich nieder, weißer Mann“, sagte sie und zeigte auf die Erde. - Bones blieb stehen und sah von seiner Höhe aus drohend auf sie nieder.

„Ich sehe dich, Fsafi-M'lo'binī“, erwiderte er und war verblüfft, als sie in Englisch antwortete.

Auf ihren Wink brachte man einen Stuhl, und er ließ sich ihr gegenüber nieder. - „Nun sollst du mir Geschichten von wundervollen Dingen erzählen, Tibbetti.“

Bones mußte es sich selbst zur Last legen, daß er den Ruf des größten Geschichtenerzählers am Großen Strom hatte. Er war mit einer lebhaften Phantasie begabt und konnte mit den wenigen Worten der Bomongosprache wundervolle Dinge erzählen.

„Das will ich tun, Fsafi, aber erst sollst du mir sagen, was die Pfähle vor deiner Hütte bedeuten.“ Er zeigte auf die Opferpfähle.

Sie hatte anscheinend auf diese Frage gewartet, denn sie gab sofort eine wortreiche Antwort, die alles harmlos erklärte. Von Menschenopfern war überhaupt nicht die Rede.

„Das ist eine gute Geschichte“, entgegnete Bones höflich, als sie geendet hatte. „Nun sage mir, Königin, wer sind die drei Mädchen, die in kleinen Käfigen draußen vor eurem Dorf gefangengehalten werden?“

Das war eine verfängliche Frage. Teresa bekreuzigte sich mehrmals und vergaß im Augenblick, daß Tibbetti ihr gegenüber machtlos war.

„Sie werden sofort freigelassen“, sagte Bones streng. „Und

vor allem wird es kein Mordpalaver geben.“

Es dauerte ungefähr eine Viertelstunde, bis die Gefangenen befreit waren, und inzwischen hatte Teresa auch ihre Fassung wiedergefunden. Bones sah, daß die Lage kritisch wurde, und er begann deshalb mit seiner Geschichte. Mit großer Begeisterung erzählte er von M'shimba-M'shamba, von den wilden Rieseneidechsen, bei deren Anblick man sterben mußte, von den kleinen Geistern, die in den Wäldern leben, und von den Teufeln, die aus dem Fluß kommen und Hunde stehlen, um sie zu fressen.

Die Anwesenden hörten ihm atemlos zu, und es kamen immer mehr Leute, bis er mitten in einem großen Kreis saß. Alle Augen waren gespannt auf ihn gerichtet, und er wurde immer mehr angespornt. Seine Phantasie kannte keine Grenzen, und schließlich erfand er die Geschichte von M'pita, dem Schlangengott, der unten in der Erde lebt und niemandem ein Leid zufügt.

„Seine Haut ist weiß, und seine Augen sind rot. Und wenn ein Mann oder eine Frau in diese Augen schaut, dann werden sie schön, auch wenn sie früher häßlich waren. Und wenn sie klein sind, dann wachsen sie und werden größer als alle anderen Menschen. Besonders eine Frau wird dann so lieblich, daß die ganze Welt vor ihr niederkniet und sich ihr beugt.“

Vielleicht hat Bones diese letzten Worte gesagt, weil I'safi weder im Gesicht noch an Gestalt irgendeine Vorzüge aufzuweisen hatte. Mit wachsendem Interesse lauschte sie seinen Worten, und ihr großer Mund öffnete sich weiter und weiter.

„Wo ist denn dieser mächtige Juju?“ fragte sie aufgeregt. Bones zeigte mit einer nachlässigen Geste in die Richtung des Stromes.

„Und hast du diesen großen Schlangengott schon selbst gesehen, Tibbetti?“

Beinahe hätte Bones gesagt, daß er täglich Besprechungen mit M'pita abhalte, aber rechtzeitig bedachte er das Gefährliche eines solchen Ausspruchs und erklärte bescheiden, daß er ihn persönlich noch nicht gesehen habe.

„Aber seine Spur habe ich gesehen, und sie war ganz golden. Sie strahlte und schimmerte durch den Wald. Und in den nächsten Tagen werde ich eine tiefe Grube machen und M'pita für dich suchen - wenn du dich dem Gesetz unterwirfst, wie es mein Vater Sandi wünscht.“

Am nächsten Morgen trat Bones den Rückmarsch zu seinem Lagerplatz an. Er war mit dem Resultat seines Besuches sehr zufrieden. Als er am Strom angekommen war, schrieb er an Sanders einen langen Brief, der dem Amtmann allerdings etwas unverständlich blieb.

Bones' Lage blieb aber gefährlich. Eingeborene haben ein kurzes Gedächtnis, und der magische Zauber, den M'pita ausgeübt hatte, konnte sich auch plötzlich wieder in Nichts auflösen. Nach einigen Tagen erhielt Bones auch wirklich Nachricht, daß die Opfer für M'shimba-M'shamba doch dargebracht worden waren. Der Vater eines Mädchens, das geopfert worden war, hatte sich durch die Sümpfe zu ihm geschlagen und berichtete alles. Bones sandte eine Taubenpost nach der Residenz und wartete begierig auf Antwort. Inzwischen machte er Vorstöße in das Sumpfland und untersuchte die ganze Gegend. Er war innerlich wütend, daß er so ohnmächtig war, Teresa nicht zur Verantwortung ziehen zu können. Aber plötzlich kam ihm eine gute Idee, die beste, die ihm jemals gekommen war.

Durch Lokoli-Trommeln schickte er eine Botschaft zu den Eburi, und am nächsten Morgen erschien ein Bote Teresas.

„Geh zu deiner Herrin und sage ihr, daß ich M'pita gefunden habe. Sie soll mir alle jungen Leute ihres Dorfes schicken, damit ich ihnen zeigen kann, wo sie graben sollen.“

Den Rest des Tages war Bones fieberhaft tätig. Er ließ K'saga und seine Leute kommen und stellte sie sofort an die Arbeit, nachdem er sich einen ungefähren Plan gemacht hatte.

„Grabt hier ein tiefes Loch in die Erde“, sagte er.

Die Leute gehorchten widerstrebend.

Am nächsten Morgen erschienen die Mannschaften der Eburu, und schon am Abend war ein tiefer Kanal gegraben. Zum Teil hatte Bones ihn in die Kreidefelsen sprengen müssen. Am folgenden Morgen kam Teresa selbst, um den Fortgang der Arbeiten in Augenschein zu nehmen.

„Wir finden den Schlangenkönig bestimmt, wir folgen immer seiner Spur“, erklärte Bones ernst und feierlich.

Die Königin trieb ihre Leute zu immer größerer Eile an, und bald hatten sie einen tiefen Einschnitt in die Kreidefelsen am Ufer gemacht. Weiter im Lande arbeiteten die Leute schon im Wasser. Bäume wurden gefällt, und alle Hände regten sich fieberhaft, aber M'pita, der Schlangengott, der die Menschen so schön machte, war immer noch nicht zu sehen. Am Abend sah Teresa erstaunt auf den langen Kanal, den ihre Leute gegraben hatten.

„O Tibbetti, du machst ja das Bett für einen neuen Strom!“ rief sie.

Die Eingeborenen arbeiteten schon knietief im Wasser. Bones lehnte müde an einem Kreidefelsen und lächelte schwach. Er war dem Zusammenbruch nahe, denn den ganzen Tag war er bald hier, bald dort gewesen und hatte die Arbeit durch äußerste Energie angespornt. Die Fährte M'pitas hatte er durch Pfähle im Erdboden abgesteckt.

„Tibbetti trägt ein rotes Buch, das voll ist von Zauberformeln“, berichtete einer der jungen Ratgeber der Königin. Bei Sonnenuntergang war das Wasser im Kanal schon bis zu Hüfthöhe gestiegen. Große Feuer wurden angezündet, damit auch während der Dunkelheit gearbeitet werden konnte.

K'saga beriet sich mit einem Vertrauten.

„Es ist finster, und Tibbetti kann nicht sehen. Die Leute sollen sich alle heimlich zum Dorf schleichen und schlafen“, sagte er.

Bones bemerkte das Verschwinden der Leute nicht, bis er sich an K'saga wenden wollte. Erst dann entdeckte er die Flucht.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang gelang es ihm, die letzten Kreidefelsen wegzusprenge, die die Verbindung des Sumpfgeländes mit dem neuen Kanal hinderten..

In der Frühe des Morgens kam Teresa sehr aufgeregt zu Bones.

„Mein Herr Tibbetti, meine jungen Leute sagen, daß das Wasser aus den Sümpfen abfließt und daß das ganze Land bald trockengelegt sein wird, so daß man ohne Hindernis durch die Sümpfe gehen kann. Und all das ist nur geschehen, weil meine Leute die Erde aufgegraben haben, um den Schlangenkönig M'pita zu suchen.“

Bones hatte alle seine Soldaten versammelt. Sechzehn Haussas standen mit geladenem Gewehr bei Fuß, und die beiden Maschinengewehre waren auf die Eburi gerichtet. Jedes wurde von zwei Mann bedient.

„Geh zurück in dein Dorf, Frau“, sagte Bones. „Bald wird Sandi kommen und ungehindert durch die Sümpfe marschieren, und dann wirst du dein Urteil erhalten.“

Er schrieb einen Brief an Sanders und schickte ihn durch ein schnelles Boot ab.

„Eure Exzellenz“, las Sanders, „ich habe des Rätsels Lösung gefunden. Es gibt keine weiteren militärischen Schwierigkeiten mehr, die Eburi zu unterwerfen. Ich habe die ganzen Sümpfe trockengelegt. Auf beigefügter Karte finden Sie den angelegten Kanal. In einigen Wochen ist das ganze Gebiet ausgetrocknet.“

Der Amtmann studierte eine große Karte des Eburigebietes.

„Da hat Bones wirklich eine großartige Idee gehabt. Ich

möchte nur wissen, wie er die vielen Arbeiter auftrieb, um derartige Erd- und Steinmassen fortzuschaffen.“

Hamilton sah ihm über die Schulter.

„Und ich möchte gern wissen, wohin er das Wasser ableitet. Er hat doch keine direkte Verbindung zum Fluß.“

K'saga hätte darauf antworten können, wenn er noch gelebt hätte. Denn an der Stelle, wo früher sein häßliches Dorf lag, hatte sich ein See gebildet, unter dessen Oberfläche alles verschwand, was besser verborgen blieb. Und in diesem See fanden die Krokodile und die Wasserschlangen, die durch die Trockenlegung der Sümpfe heimatlos geworden waren, einen neuen Unterschlupf.

## ***VII. Die kostbaren Dinge***

Als den größten nationalen Schatz priesen die Inneren N'gombi die zwei kostbaren Dinge. Sie wurden unter einem großen flachen Stein im Bett eines kleinen Flusses aufbewahrt. Der Fluß durfte nur klein sein, weil die N'gombi einen Widerwillen gegen Wasser haben.

Mit vollem Namen hießen die kostbaren Dinge die großen, schönen, langen, glänzenden, todbringenden Klingen. Aber nur die eingeweihten Zauberdoktoren und weise Männer, die der Zaubersprache kundig waren, nannten ihren vollen Titel. Bei dem gewöhnlichen Volk hießen sie K'sara-K'sara, ‚Die kostbaren Dinge‘. Wenn man sie aus ihrem Versteck ausgegraben und zu Hinrichtungen benutzt hatte (was stets ohne Wissen und Einverständnis des Amtmanns Sanders geschah), wurden sie wieder gereinigt, blank gerieben, in einen vertieften Tonbehälter gelegt und in den Saft der Gummibäume gebettet. Dann goß man noch mehr Gummi darüber, bis sie schließlich in einem großen, roten Block verschwanden, und brachte sie wieder in das geheime Versteck.

Die Vereinigten Staaten schickten eine anthropologische Studienkommission nach Afrika, und sie kam auch in das Gebiet des Großen Stroms. Sie bestand aus drei Gelehrten in mittleren Jahren und von liebenswürdigem Charakter.

Die britische Regierung tat alles, um ihnen ihre Aufgabe zu erleichtern, und die Beamten hatten nicht die mindeste Absicht, ihnen etwas vorzuenthalten.

Leutnant Tibbetts begleitete die Kommission auf ihrer Fahrt durch das Land, und eines Abends kamen sie mit der ‚Zaire‘ zurück und hatten eine große Sammlung der verschiedensten Kuriositäten an Bord. Es waren Speere, Pfeile, Bogen, Waffen aller Art, Webereien von Eingeborenen, Töpferprodukte und Gebrauchsgegenstände. Am wertvollsten aber waren ihre

wissenschaftlichen Aufzeichnungen über die Gesichtsmarkmale der einzelnen Stämme, die Schädelmessungen und die vielen fotografischen Aufnahmen.

Sanders gab der Kommission zu Ehren am Abend ein Essen. Es ging sehr fröhlich dabei zu, denn diese Wissenschaftler waren sehr natürliche Menschen und hörten gerne hübsche Geschichten und Spaß. Einer von ihnen war ein Tenor und erfreute die Gesellschaft durch seine schöne Stimme.

Später saßen sie noch bei Whisky-Soda zusammen.

„Bones war einfach unbezahlbar“, sagte Dr. Wade, der Leiter der Expedition. „Seine Angaben waren natürlich wissenschaftlich nicht ganz korrekt, aber er besitzt eine ungeheuer lebhaft Phantasie! Er hat uns unterwegs ausgezeichnet unterhalten.“

„Aber seien Sie doch gerecht, mein lieber Vetter von jenseits des Großen Ozeans“, protestierte Leutnant Tibbetts. „Seien Sie fair, mein alter George Washington. Wer hat Ihnen das Dorf der kahlköpfigen Männer gezeigt? Wer hat Sie zu der Stelle geführt, wo das nette, alte, grüne Krokodil seine bösen Eier legt? Wer hat Sie unter Gefahr seines netten, alten Lebens in die dunkle, finstere Buschmannhöhle geführt, in der bis jetzt noch nie oder doch nur selten der Fuß eines weißen Mannes gewelt hat, mein verehrter, alter Professor?“

„Das haben Sie allerdings getan“, entgegnete Mr. Wade und blies große Rauchwolken zur Decke empor. „Aber Sie haben uns auch drei Tage lang einen unzugänglichen Waldpfad entlanggeführt, obwohl wir denselben Weg auf der ‚Zaire‘ hätten zurücklegen können.“

Bones ließ sich nicht im mindesten einschüchtern.

„Dann hätten Sie eben das Land nicht so genau kennengelernt, mein lieber, alter Anthropologe“, erwiderte er kühl.

„Und was Sie von dem grünen Krokodil erzählt haben, ist

doch nur ein Märchen“, sagte Mr. Wade vorwurfsvoll. „Es gibt ja gar kein grünes Krokodil.“ Ein flüchtiges Lächeln ging über sein Gesicht. „Sie haben drei Tage am Ufer gesessen und darauf gewartet, daß es aus den Fluten auftauchen sollte.“

„Mein verehrter Bruder in den Wissenschaften, ich habe das Ungeheuer aber mit eigenen Augen gesehen“, erklärte Bones feierlich.

Captain Hamilton grinste.

„Sie meinen doch, daß Sie dieses Monstrum von einem Krokodil gefangen haben und es zur Belustigung des Volkes grün anstreichen ließen?“

Bones zuckte nur mitleidig die Schultern.

„Leider hat uns eine seiner Informationen nicht ans Ziel gebracht“, fuhr Mr. Wade fort. „Wir haben die kostbaren Dinge im Land der Inneren N'gombi nicht zu sehen bekommen, und wir wollten doch so gerne wenigstens eins davon unseren Sammlungen einverleiben.“

Bones schloß die Augen und schüttelte geduldig den Kopf.

„Wenn Sie doch nur mir die Sache überlassen hätten, mein lieber, alter Onkel Sani. Mit meinem Takt hätte ich Ihnen alles verschafft, was Sie wollten.“

„Ich glaube, Bones bildet sich nur ein, daß die kostbaren Dinge existieren“, meinte Mr. Halliman Steel, der zweite Führer der Expedition.

Aber Sanders schüttelte den Kopf.

„Sehen Sie!“ rief Bones triumphierend. „Meine Ehre ist gerettet und meine Wahrhaftigkeit über allen Zweifel erhaben. Meine liebe, alte Exzellenz, ich danke Ihnen.“

„Bones hat vollkommen recht“, erklärte der Amtmann und berührte nach der Art der Ochori die ausgestreckte Faust Bones' mit den Fingerspitzen. „Ich habe die kostbaren Dinge zwar noch nie gesehen, aber ich habe mir schon die größte Mühe gegeben,

sie in meinen Besitz zu bekommen. Man läßt nicht gern zwei Henkersschwerter im Besitz des Volkes. Ich vermute, daß die Inneren N'gombi sie gelegentlich benutzen, um anderen Leuten die Köpfe abzuschneiden. Ich habe sie nie dabei überraschen können, aber ich hoffe, daß es mir eines Tages doch noch gelingt. Und ich verspreche Ihnen, ein solches Schwert nach Amerika zu schicken, wenn es in meine Hände fällt. Es sind sicher sehr interessante Waffen.“

Am nächsten Tage reiste die Expedition ab, und Bones begleitete die Herren noch zum Sitz des Generalgouverneurs der gesamten Kolonie.

Seine Exzellenz Sir Macalister Campbell hatte eine sehr schöne Tochter. Sie hieß Doran, und Bones war ihr Ritter und Sklave.

Sobald er die drei Gelehrten richtig abgeliefert hatte, machte er sich auf die Suche nach seiner Göttin, und er traf sie auch bald darauf, als sie vom Tennisplatz zurückkam.

„Es ist überflüssig, daß Sie laufen, und es ist absolut nicht in Ordnung, daß Sie nach mir rufen und brüllen“, sagte sie ernst. „Sie müssen daran denken, Bones, daß ich jetzt kein Kind mehr bin.“

Doran zählte beinahe achtzehn Jahre. Die beiden hatten sich sechs Monate lang nicht gesehen, und in diesem Alter machen sechs Monate sehr viel aus.

„Meine liebe, alte Miss Doran, Sie sind einfach wundervoll. Wenn ich Ihre netten, schönen Augen sehe...“ Bones war hingerissen und begeistert. Er trug ihr Racket und ihre Tennisschuhe, die er von Zeit zu Zeit auf den Boden niedersetzte.

Miss Doran war einige Zeit in England gewesen, und sie erzählte ihm gleich in den ersten Minuten, daß sie sich halb und halb mit einem schönen, reichen jungen Mann verlobt habe. Zwischendurch erinnerte sie ihn immer wieder daran, daß sie

jetzt kein Kind mehr sei. Sie freue sich aber trotzdem sehr, ihren alten Freund wiederzusehen.

„Sie haben mich wohl schon ganz vergessen - ja, das ist die Treue der Männer!“

Bones legte nun auch das Racket auf die beiden Schuhe am Boden und gestikulierte heftig.

„Meine liebe, nette, gute, schöne Miss Doran, seien Sie doch nicht so hartherzig. Sie gehen auf ein halbes Jahr nach England, verloben sich mit einem alten Vampir, und dann werfen Sie mir, dem armen, alten Bones, vor, daß er Ihnen nicht treu geblieben sei! Dabei sitze ich hier an der Küste des Meeres, starre über die weiten Wogen und denke nur an Sie. Immer weilten meine Gedanken bei Ihnen, bei Tag und bei Nacht und so weiter -“

„Also, Bones, schimpfen Sie mich nicht aus - ich bin eine Dame und kein Kind mehr!“

„Im Vergleich zu mir sind Sie ein treuloser Verräter!“

„Jetzt ist es aber genug“, erklärte sie eisig.

Später, beim Abendessen war sie wieder lebenswürdiger zu ihm, und während Sir Macalister die Amerikaner in die Geheimnisse des Dudelsackspiels einweichte, führte Bones das junge Mädchen auf die kühle, schattige Veranda. Aber in der Rede, die er ihr halten wollte, kam er nicht weit.

„Meine gute, liebe, schöne, alte Miss Doran“, begann er. „Ich bin nur ein rauher, sehr rauher, aber doch ein lieber, guter, alter Krieger. Rauh an Sprache -“

„Ja, Sie sind allerdings sehr rau“, unterbrach sie ihn. „Sie müssen daran denken, Bones, daß ich -“

„Ich weiß schon, weiß schon, was Sie sagen wollen, meine liebe Miss. Aber ich wollte gerade -“

„Sagen Sie mir, Bones, was ist das eigentlich für eine Geschichte mit den kostbaren Dingen?“ fragte sie plötzlich. „Oder haben Sie bei Tisch wieder nur dummes Zeug gefaselt?“

Bones schaute sie empört an.

„Ich fasse nie dummes Zeug, meine liebe, junge Exzellenz. Glauben Sie, ich brächte es fertig, Sie zu belügen?“

„Das glaube ich schon“, entgegnete sie prompt. „Aber jetzt im Ernst, Bones, existieren die kostbaren Dinge wirklich?“

„Natürlich!“

„Dann müssen Sie mir eins dieser Schwerter besorgen“, erklärte sie gelassen.

Ihre Worte benahmen ihm fast den Atem.

„Es ist nichts in der Welt, was ich nicht für Sie -“

„Sie erzählten doch dem netten Amerikaner bei Tisch, daß er die beiden Henkersschwerter jetzt in seinem Koffer haben könnte, wenn er die Sache Ihnen überlassen hätte.“

„Ich meinte nämlich -“

„Beschaffen Sie mir ein solches Hinrichtungsschwert.“ Sie kräuselte die Lippen verächtlich. „Aber ich glaube, es war doch nur eine Flause!“

Bones erhob sich feierlich aus seinem Korbessel und wurde plötzlich steif und förmlich.

„Das Henkersschwert wird noch vor dem Vierzehnten nächsten Monats in Ihren Händen sein“, erwiderte er ernst. „Das mag bedeuten, meine liebe Miss Kieselherz, daß der arme, alte Bones wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden weilen wird, um diese Trophäe in Ihre zarten, lieben, kleinen Hände zu legen. Er liegt dann vielleicht an einem gräßlichen Platz, und ein rötliches Fieber hat ihn gepackt, oder sein verstümmelter Leichnam -“

„Also, Bones, schicken Sie die Schwerter per Postpaket, und zwar eingeschrieben. Hören Sie?“

Bones verneigte sich leicht und würdevoll.

„Soll ich sie in weißes oder in blaues Papier einpacken?“

„Machen Sie keine Dummheiten, und vergessen Sie nicht, daß ich kein Kind -“

Bones lachte hart und beleidigend auf.

Er war kaum eine Woche nach Sanders' Residenz zurückgekehrt, als sich ihm plötzlich eine günstige Gelegenheit bot, sein Wort einzulösen.

B'firi, ein kleiner Häuptling der Inneren N'gombi, hatte Schwierigkeiten mit der dritten und jüngsten seiner Frauen. Sie war sehr ehrgeizig und hatte es schließlich so weit gebracht, daß sie von vier Männern geliebt wurde. Nach allgemeiner Ansicht der Leute vom Großen Strom galt sie als sehr schön. Nun unterhalten sich die Jäger gerne über solche Geschichten, wenn sie abends in den Tiefen des N'gombiwaldes bei ihren Kochtöpfen am Feuer sitzen. Und ebenso gern schwatzen die Weiber darüber, wenn sie zusammen stehen und klatschen.

Das Weib B'firis liebte am meisten einen Fischer aus dem Stamm der Akasava, der einsam und allein für sich an den Ufern des Großen Stroms lebte. Aber das war ein großer Fehler, denn die Akasava sind Fischesser, und alle anderen Leute verachten sie deshalb.

So kam es denn, daß eines Tages M'lini, die Frau B'firis, vor das Dorfgericht gerufen wurde. Mehrere Männer und Frauen traten als Zeugen gegen sie auf und erklärten, was sie von ihr gesehen und gehört hätten. Das Palaver dauerte die ganze Nacht hindurch, und ein Fremder führte den Vorsitz. Obwohl er sein Gesicht hinter einer kunstvoll geschnitzten, greulichen Holzmaske verbarg, wußten doch alle Leute, daß es B'mingo B'guri war, der Oberhäuptling der Inneren N'gombi. Er fällt das Urteil, und die Hüter der kostbaren Dinge brachten ihren Schatz wieder ans Tageslicht. Der Gummi wurde abgerieben, und die Waffen erstrahlten in ihrer alten, glänzenden Schönheit...

Und dann war M'lini nicht mehr. Auch der einsame Akasavafischer verschwand aus seiner Hütte. Sie begruben die

beiden mit den Füßen aneinander, reinigten die Henkersschwerter, rieben sie blank und schlossen sie wieder in Gummissaft ein. Dann brachten sie die Waffen in das alte Versteck.

Sanders erreichten vage Gerüchte über diese Ereignisse, und er schickte Bones mit zehn Haussas zu den Inneren N'gombis, um der Sache auf den Grund zu gehen.

„Seit acht Jahren hat man nichts mehr von den kostbaren Dingen gehört“, sagte Sanders, als der junge Offizier aufbrach. „Versuchen Sie, wenn es irgend möglich ist, in den Besitz der Schwerter zu kommen und bringen Sie sie mit zur Residenz. Wenn B'firi in die Sache verwickelt ist, dann hängen Sie ihn, aber nur, wenn seine Schuld einwandfrei erwiesen ist. Vor allem aber sind die Waffen wichtig. Eine möchte ich den amerikanischen Gelehrten schicken.“

Und Bones wußte, an welche Adresse er das andere Schwert zu senden hatte.

Drei Wochen streifte er durch die Wälder der Inneren N'gombi, hielt überall Palaver ab und fragte die Häuptlinge und Dorfältesten aus. Er fuhr zu der einsamen Hütte des Akasavafischers, grub in der Umgebung und an anderen Plätzen nach, aber er konnte keine Beweise beibringen, daß ein Verbrechen begangen worden war.

„O mein Herr Tibbetti, es ist wahr, daß mich meine Frau heimlich und böswillig verlassen hat“, sagte B'firi. „Es war in einer dunklen Nacht, als der Fluß viel Wasser hatte und der Mond nicht groß war. Sie lief mit einem Akasava, einem Fischesser, davon. Seine Hütte steht zwei Stunden weiter den Strom aufwärts...“

Es ist leider eine unbestreitbare Tatsache, daß selbst in den düsteren N'gombiwäldern die Frauen ihren Ehemännern davonlaufen. Sie gleichen hierin in gewisser Weise ihren europäischen Schwestern, und als Gefährten suchen sie sich die

unmöglichsten Leute aus. Wer könnte den Irrwegen eines Frauengehirns folgen, ganz gleich, ob es der weißen oder der braunen Rasse angehört? Die halbnackten Weiber eines kleinen Häuptlings der N'gombi sind in ihren Launen ebenso unberechenbar wie die vornehmen Damen der europäischen Gesellschaft.

Bei den Akasava lebten drei Brüder, die einander sehr zugetan waren. In jungen Tagen hatten sie die Hände ineinandergelegt und sich bei Salz, bei Ziegen und bei Weibern geschworen, daß sie sich im Leben stets beistehen und jedes Unrecht ahnden wollten, das einem von ihnen angetan werde. Und obwohl sie sich später trennten und an verschiedenen Orten des Landes wohnten, hielten sie ihren Eid doch. Einer von ihnen war nun der Akasavafischer, der mit M'lini zusammen hingerichtet worden war. Und während sich Bones in den N'gombiwäldern aufhielt, besuchte der eine der beiden Brüder den ältesten.

„N'kema ist tot, weil er das jüngste Weib des B'firi geliebt hat“, sagte er. „Die N'gombi haben die kostbaren Dinge ausgegraben und ihnen damit den Kopf abgeschlagen.“

„Das ist ein böses Palaver“, erwiderte M'laka. „Diese geheimen Schwerter scheinen große Zauberkraft zu besitzen. Und am Strom auf und ab erzählt man sich, daß die Männer, die andere mit diesen Schwertern töten, nur durch die kostbaren Dinge selbst ums Leben kommen können. Wir wollen in die N'gombiwälder gehen und die Leute ausfragen.“

„Es ist möglich, daß man auch uns tötet“, meinte der jüngere Bruder.

„Tibbetti ist in der Gegend, er sucht gleichfalls nach den Schwertern. Sie werden jetzt nicht wagen, uns etwas zu tun, denn sie haben zu große Angst vor Tibbetti.“

Die beiden rieben ihre Speerklingen mit Flußsand glänzend und schärfen sie dann. Danach fuhren sie in einem Boot den Strom hinunter und landeten an der Spitze des N'gombiwaldes,

wo sie ihre Nachforschungen begannen. Einmal übernachteten sie sogar in demselben Dorf wie Bones, aber er erfuhr nichts von ihrer Anwesenheit.

Eine Woche nach seiner Abreise machte M'laka eine Entdeckung.

„Der Hüter der kostbaren Dinge ist B'firi selbst“, sagte er ernst und bedeutsam.

Die beiden Brüder saßen an einem kleinen Feuer und brien einen Affen.

„Bestimmt war es B'firi, der unserem Bruder den Kopf abschlug“, fuhr M'laka fort. „Ich glaube, daß es uns gelingen wird, ihn zum Sprechen zu bringen und uns das Geheimnis zu verraten, wo die beiden Henkersschwerter verborgen sind, öfters geht er auf die Affenjagd, manchmal sogar ganz allein. Er ist allerdings sehr gewandt mit seinem Speer. Aber können wir nicht auch unsere Waffen gebrauchen, und sind wir nicht geschickt im Speeren von Fischen? Nun gut, wir wollen einen Fisch aus ihm machen, aber erst, wenn wir wissen, wo die kostbaren Dinge verborgen sind.“

Eine Woche lang versteckten sie sich in der Nähe von B'firis Dorf und lebten in Erdlöchern, so daß niemand sie sehen konnte. Am achten Tage beobachteten sie, daß B'firi allein in den Wald ging. Eine Meile lang folgten sie seiner Spur, und als er sich einmal niederbeugte, um einen Pfeil aus einem Affen zu ziehen, den er eben erlegt hatte, sprangen sie auf ihn zu. Schnell wandte sich B'firi um und wehrte sich. Sein breiter Speer traf den jüngeren Bruder, der zu Boden stürzte. Aber M'laka packte den Feind und schlug ihn nieder, so daß der Häuptling die Besinnung verlor.

„Ich bin tot“, sagte der jüngere Bruder, und er lebte auch nur noch eine Viertelstunde.

M'laka fesselte und knebelte B'firi, der hilflos auf dem Boden lag und zusah, wie M'laka seinen Bruder beerdigte. Der Akasava

schwang, bis er seinen Gefangenen zum Flußufer gebracht hatte.

„Ich kann dich nicht töten, weil du magische Kräfte besitzt“, sagte er dann.

„Das ist wahr“, entgegnete B'firi. „Nur die kostbaren Dinge können einen Geist aus mir machen, und wenn du versuchst, mich mit deinem Speer zu durchbohren, so wirst du in einen Fisch verwandelt.“

„Das weiß ich wohl. Nun sollst du mir aber sagen, wo du die kostbaren Dinge verbirgst.“

B'firi grinste verächtlich und zeigte die Zähne. Aber er riß den Mund noch weiter auf, als M'laka später ein Feuer anzündete und ihm die Füße ansengte.

„Die beiden Henkersschwerter liegen unter einem Stein in der Nähe der drei Zähne M'shimba-M'shambas“, stieß er keuchend hervor.

M'laka ging allein zu der Stelle, da sein Feind seine Füße nicht gebrauchen konnte. In der Nähe von drei grauen Baumstümpfen, die vom Blitz zerschmettert waren, fand er den großen, flachen Stein in einem seichten Fluß und entdeckte die Schwerter. Er nahm sie und kehrte zu B'firi zurück.

„Wenn du mich tötest, wird dich Sandi an einem hohen Baum aufhängen“, rief B'firi. „Aber wenn du ihm die Schwerter bringst, gibt er dir eine große Belohnung.“

„Wenn ich hängen soll, stirbst du vorher, und welche größere Belohnung könnte mir Sandi geben, als daß er mir das Leben schenkt?“ fragte M'laka und stieß ihm das Schwert in die Kehle.

Bones erreichte die Residenz. Er war zwar traurig, daß er die Schwerter nicht gefunden hatte, aber er wagte immer noch zu hoffen. Sein Bericht befriedigte den Amtmann. Er hatte nicht erwartet, daß die Sache so leicht aufgeklärt werden könnte. Aber würde sich Miss Doran Campbell auch so leicht zufriedengeben? Bones fand bei seiner Ankunft einen Brief von

ihr vor, und als er ihn las, runzelte er die Stirne.

„Mein lieber Bones, haben Sie denn Ihr Versprechen ganz und gar vergessen? Sind Sie auch ein Mann, der sich sagt: Aus den Augen, aus dem Sinn? Ich habe jedenfalls nicht vergessen, was Sie mir versprochen haben. Und denken Sie daran, daß ich kein Kind mehr bin. Ein Versprechen ist ein Versprechen. Ich habe die beiden Schwerter einem Freund in Schottland versprochen - Sie dürfen mich unter keinen Umständen im Stich lassen.“

Bones seufzte schwer und verwünschte die Gesprächigkeit des Dr. Wade. Er hatte gerade einen Brief an Miss Doran begonnen, als ‚S. M. S. Tiny‘ auf der Reede vor der Mündung des Großen Stroms Anker warf. Es war ein häßliches, kleines Schiff, und alle wunderten sich, daß es sich aufs hohe Meer hinausgewagt hatte, da es gewöhnlich nur Patrouillenfahrten auf den Flüssen einer anderen englischen Kolonie machte, um den Handel mit Alkohol zu unterbinden. Der Dampfer befand sich auf dem Weg zu einem anderen Territorium, wo er dringend benötigt wurde. Unterwegs hatte sich ein Schaden am Kessel gezeigt, und so war der Kapitän gezwungen, in die Bucht am Großen Strom einzulaufen, um dort die Reparatur vorzunehmen. Die Besatzung bestand hauptsächlich aus Kronegern, aber es waren auch fünf weiße Offiziere an Bord.

Eine Woche lang ging es in der Residenz hoch her, und einen Tag vor der Abfahrt des Dampfers begab sich Bones an Bord, wo man ihn zum Essen eingeladen hatte. Daran schloß sich eine allgemeine Besichtigung.

„Es gibt kein schöner und bequemer eingerichtetes Schiff“, sagte der Kapitän mit geradezu kindischem Stolz.

„Aber mein lieber, alter Marineoffizier, das verstehe ich nicht“, sagte Bones und machte ein paar verächtliche Bemerkungen über den Dampfer.

„Die ‚Tiny‘ läuft neun Knoten in der Stunde“, entgegnete der

Kapitän gereizt.

„Sind Sie schon einmal an Bord der ‚Zaire‘ gewesen, mein lieber, alter Seemann?“

„An Bord der ‚Zaire‘ - meinen Sie vielleicht das Ruderboot mit den beiden kleinen Schornsteinen?“

Bones war wütend.

„Die ‚Zaire‘ läuft zwölf Knoten in der Stunde, und wenn ich sie fahre, sogar vierzehn!“

„Schneiden Sie bloß nicht gar zu sehr auf!“

Unter gewöhnlichen Umständen hätten sich die beiden jetzt verabschiedet, aber die Unterhaltung fand in dem Kesselraum statt, und Bones' Blick fiel zufällig auf ein Bündel merkwürdig geformter Instrumente. Sie hatten hölzerne Griffe und lange, geschwungene Klingen. Man hätte sie auch für Sägen halten können. Bones nahm eins in die Hand und betrachtete es neugierig.

„Das ist ein Kesselmesser“, erklärte der Kapitän. „Wir brauchen sie, um den Kesselstein zu entfernen. Für die ‚Zaire‘ sind sie natürlich viel zu groß, da genügt ja ein Taschenmesser.“

Bones fiel plötzlich das Versprechen ein, das er Miss Doran gegeben hatte. So malerisch grausame Klingen hatte er in der ganzen Kolonie noch nicht gesehen.

„Mein lieber, alter Nelson“, sagte er aufgeregt, „vergessen Sie alles, was ich gegen Ihr häßliches Schiff gesagt habe. Nehmen Sie meine Entschuldigung entgegen. Aber sagen Sie einmal, könnten Sie mir nicht ein paar von diesen alten Kratzmessern geben?“

„Nehmen Sie das ganze Paket mit“, erwiderte der Kapitän großzügig. Er hatte ja nicht dafür zu zahlen.

Bones hatte zwei schrecklich aussehende Waffen unter dem Arm, als er an Land ging. Er brachte den Abend in seiner Hütte zu, machte die blankgeputzten Klingen durch Säure alt und

rostig und bemalte die hölzernen Griffe mit roter, grüner und gelber Farbe.

Der Postdampfer, der die Generalverwaltung der Kolonie eine Woche später erreichte, brachte Miss Doran ein längliches Paket, das von einem Brief begleitet war.

„Meine liebe, junge Miss Doran, Exzellenz! Denken Sie, ich habe die kostbaren Dinge gefunden. Es war allerdings eine schrecklich gefährliche Sache, und ich will Ihnen nicht erzählen, welche furchtbaren Abenteuer ich bestehen mußte, bevor ich in ihren Besitz kam. Ich will schweigen von den grausamen Gefahren, die mich auf meiner Expedition umgaben. Nein, es ist nicht die Sache des alten Bones, in die Posaune des Ruhms zu stoßen. Was liegt mir an den Gefahren...“

So ging es noch einige Seiten weiter.

„Das ist ja großartig“, rief Miss Doran Campbell, als sie mit ehrfürchtigem Schaudern die greulich aussehenden Waffen in der Hand hielt.

Die Sache hätte eigentlich mit dem überschwenglichen Dankbrief der jungen Dame enden können, den Bones einige Wochen lang auf dem Herzen trug. Oder sie hätte auch mit dem Dankbrief enden können, den ein begeisterter Sammler in Schottland nach dem Empfang der beiden Kesselmesser an Miss Doran richtete. Die beiden schrecklichen Schwerter lagen nun in einem Museumsglasschrank, und auf einem Schild darunter stand groß und deutlich: „Henkersschwerter der Inneren N'gombi. Große Seltenheit.“

Unglücklicherweise besaß dieser Sammler aber den Ehrgeiz, über die Klingen zu schreiben. Zunächst erschien ein Artikel in einer dortigen Zeitung. Ein Leser dieses Blattes hatte einen Sohn, der bei einer großen New Yorker Zeitung angestellt war. Der Vater schickte ihm die Nummer der Sonntagsausgabe, in der die beiden afrikanischen Henkersschwerter meiner ganzseitigen Abbildung wiedergegeben wurden; auch eine Karte

des afrikanischen Kolonialgebietes war beigefügt.

Bald darauf erschien in der New Yorker Zeitung ein Artikel unter der Überschrift:

„Was die Anthropologische Kommission der Vereinigten Staaten in Afrika nicht gesammelt hat! Geheimnisvolle Zauber- und Henkerschwerter kommen in ein schottisches Provinzialmuseum!“

Dr. Wade, der Leiter jener Expedition, war natürlich darüber sehr aufgebracht. Er schrieb in einer wissenschaftlichen Zeitung eine lange Entgegnung und wies darin nach, wie sehr er nach diesen Henkerschwertern gesucht hatte. Diese Erwiderung zog weitere Kreise, und ein Chicagoer Blatt brachte einen großen Artikel:

„Die amerikanische wissenschaftliche Expedition von englischen Beamten hinters Licht geführt...“

Ein Staatssekretär schrieb daraufhin dem englischen Botschafter einen Privatbrief, in dem es hieß:

„Es ist wirklich sehr peinlich, daß das passiert ist. Wade sagte mir, er habe alle Anstrengungen gemacht, die Schwerter zu bekommen, und allem Anschein nach sei es auch möglich gewesen. In der Tat müssen Mr. Sanders oder Sir Macalister Campbell damals im Besitz der Waffen gewesen sein. Bitte, tun Sie das Ihrige, um diese unangenehme Angelegenheit aufzuklären...“

Im weiteren Verlauf der Dinge schickte der englische Botschafter ein Telegramm nach London. Aber bevor man darauf antworten konnte, wurde die Sache durch ein Parlamentsmitglied vor das Unterhaus gebracht. Der Herr hatte seine Informationen den heftigen Schmähartikeln der amerikanischen Presse entnommen.

Er fragte den Staatssekretär des Äußeren, ob ihm ein Artikel des Daily Megaphone bekannt sei, in dem von der Unhöflichkeit englischer Beamter einer wissenschaftlichen Expedition

gegenüber gesprochen wurde. Sir John Fenny erwiderte, daß die Sache noch nicht zu seiner Kenntnis gekommen sei, daß er aber die nötigen Nachforschungen anstellen würde. Noch am selben Abend ging ein langes Telegramm an Sir Macalister Campbell ab.

Der Generalgouverneur hatte noch keine Zeit gehabt, darauf zu erwidern, als bereits zwei Londoner Zeitungen, die der Regierung feindlich gegenüberstanden, die Angelegenheit aufgriffen und sich auf seilen der englischen Beamten stellten.

„Wir wünschen allerdings, daß wissenschaftliche Forschungen in jeder Weise unterstützt werden“, schrieb die Daily Post. „Auch wünschen wir, daß man amerikanischen Gelehrten auf ihren Expeditionen jede Hilfe erweist, die nur möglich ist. Aber haben wir nicht trotzdem die Pflicht, zuerst an uns selbst zu denken? Jährlich zahlen wir große Summen an die Vereinigten Staaten, um unsere Schulden abzutragen. Wir können nicht verstehen, daß die Zeitungen in Amerika sich darüber aufregen, daß wir Museumsstücke von großem Wert für uns behalten, besonders wenn sie in englischen Kolonien gefunden worden sind!“

Sanders saß mit seinen beiden Offizieren auf der Veranda. Bones streckte sich in einem langen Liegestuhl aus und beobachtete vier Haussasoldaten, die unter der Aufsicht eines Unteroffiziers nachexerzierten.

„Es ist doch merkwürdig mit mir, mein lieber alter Ham“, sagte er selbstzufrieden. „Wo ich auch hinkomme, überall bin ich sofort populär und der Liebling aller Leute. Und das scheint ganz von selbst zu kommen, ohne daß ich etwas dazu tue.“

„Haben Sie schon einmal einen Clown gekannt, der nicht beliebt war?“

Bones lächelte milde.

„Ich bin gerade nicht so sehr mit den netten, alten Zirkusspaßmachern vertraut, mein lieber Ham, daß ich darüber

urteilen könnte. Aber es ist doch sonderbar, daß vom Generalgouverneur bis herab zu Ihnen -“

„Bilden Sie sich nur nicht ein, daß ich Sie leiden mag! Diese Illusion muß ich Ihnen allerdings nehmen.“

„Aber sehen Sie doch die nette, alte Exzellenz Campbell, dann seine Tochter Doran, unsere liebe, alte Exzellenz hier ist das Telegramm für mich?“ fragte er und ging dem Telegrafisten rasch entgegen.

„Nein, Massah, für den Amtmann.“

Sanders öffnete es seufzend. Es war eine sehr lange Depesche, und sein Gesicht wurde länger und länger.

„Unangenehm?“ fragte der Captain.

„Sicher wieder neue Arbeit für den armen, alten Bones“, murmelte Leutnant Tibbetts. „Aber es ist doch wirklich eine merkwürdige Sache mit mir -“

„Es ist alles merkwürdig mit Ihnen“, fuhr ihn Hamilton an.

„Ich verstehe nicht, was das alles bedeuten soll“, sagte Sanders plötzlich. „Hören Sie einmal zu:

„Sehr dringend. Sofort Bericht einsenden, wie N'gombi-Henkersschwerter in Ihren Besitz kamen, ferner, ob sie schon in Ihrem Besitz waren, als die amerikanische wissenschaftliche Expedition in Ihrem Gebiet weilte. Vor allem nähere Umstände angeben, wie die Waffen entdeckt wurden. Leutnant Tibbetts soll Spezialbericht einreichen über den Namen des Dorfes, den Hüter und andere Einzelheiten. Regierung verlangt unverzüglich Drahtantwort.“

„Henkersschwerter?“ fragte Sanders. „Sie meinen wahrscheinlich die ‚kostbaren Dinge‘. Aber Bones, Sie haben sie doch gar nicht gefunden!“

Bones zwinkerte mit den Augen und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Tatsächlich, meine liebe, alte Exzellenz -“, begann er heiser.

„Haben Sie die Schwerter gefunden oder nicht?“ fragte Hamilton kurz.

„Tatsache ist, mein lieber, alter Vorgesetzter -“

„Bones, Sie sind ein entsetzlicher Mensch!“

„Mein lieber, alter Kriegskamerad, kann man mich tadeln?“ fragte Bones schnell und mit fast tränenerstickter Stimme. „Denken Sie, daß ich eine nette, alte, junge Miss... ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, alter Offizier... ich versprach ihr doch, mein lieber, alter Ham.. ich mußte doch als Gentleman handeln... denken Sie, eine Lady... meine Ehre stand auf dem Spiel!“

„Schön, alles zugegeben. Aber was haben Sie denn der jungen Dame geschrieben? Haben Sie ihr etwa Flausen vorgemacht?“ fragte Hamilton ernst.

Sanders achtete nicht mehr auf die beiden, denn er sah einen Eingeborenen näher kommen. Der Mann trug ein langes Bündel in seinen Armen und wurde von dem Sergeanten Abibu über den Exerzierplatz zur Veranda geführt.

„Ich sehe dich, Sandī“, sagte der Fremde mit lauter Stimme. „Ich bin M'laka aus dem Stamm der Akasava, und ich habe viele Tage lang in meinem kleinen Boot gesessen und gerudert, um dir ein wunderbares Geschenk zu bringen, nach dem dein Sohn Tibbetti lange vergeblich gesucht hat.“

Er faltete das grobe Eingeborenentuch auseinander und überreichte dem Amtmann zwei längliche Schwerter von merkwürdiger Form.

„Dies, o Herr, ist der Zauber der Inneren N'gombi, denn ich habe die ‚kostbaren Dinge‘ gefunden, mit denen mein Bruder erschlagen wurde.“

Sanders sah auf die unheimlich scharfen Klingen nieder, die mit vielen sonderbaren Ornamenten und Zeichnungen bedeckt waren. Eins der Schwerter zeigte braune Flecken, die vom Blut

des Häuptlings B'firi herrührten..

## **VIII. Der große Geist Dhar**

Miss Caroline Tibbetts besaß einen eigenartigen Charakter. Sie hatte nur noch zwei Geschwister, einen Bruder und eine Schwester, und niemand wußte, wie reich sie war. Die Ungewißheit hierüber verlieh ihr eine ganz besondere Anziehungskraft für etwa ein Dutzend entfernter Verwandter. Sie alle hofften, daß ihr Neffe Augustus Tibbetts eines Tages etwas unternehmen würde, was ihn in den Augen der Tante unbeliebt machen könnte, so daß auch sie bei der Erbschaft mitbedacht würden. Allgemein wußte man, daß sie sehr prüde und sittenstreng und eine überzeugte Baptistin war. Sie unterstützte die Missionen, wo sie konnte, sie war gehässig und unduldsam, wenn jemand den Versuchungen dieser Welt unterlag, denen sie selbst niemals ausgesetzt war.

Bones schrieb ihr regelmäßig, nicht weil er ihr Geld brauchte, sondern weil er fürchtete, sie könnte sich vernachlässigt fühlen.

„Augustus ist ein sehr guter Junge“, sagte sie zu einer armen Verwandten, die bei ihr in Chichester wohnte.

„Bei jungen Leuten“, meinte die Verwandte seufzend, „weiß man nie, woran man ist und was sie eigentlich im Schilde führen, besonders in einem so gesetzlosen Lande, wo Unmoral an der Tagesordnung ist und die Leidenschaften sich nicht zügeln lassen. Das muß man wenigstens annehmen, wenn man den Berichten der Missionszeitungen Glauben schenken darf.“

Miss Tibbetts war schlank, nicht allzu groß und hatte scharfe Züge. Auch hatte sie den interessanten Artikel in der Missionszeitschrift ‚Licht in der Finsternis‘ gelesen, die die baptistische Bomongo-Mission herausgab. Ein Polizeiinspektor, der sich mit schwarzen Frauen einließ, hatte Anlaß zu einem Skandal gegeben, den das Blatt breitgetreten hatte.

Miss Tibbetts wollte auf ihren Winterurlaub gehen und hatte sich für Madeira entschieden. Aber eines Nachmittags hatte sie

eine Unterredung mit dem Zahlmeister des Schiffes, der darüber klagte, daß so wenig Passagiere die Linie benützten, obwohl die Dampfer so luxuriös ausgestattet waren. Sie befanden sich gerade im Golf von Biscaya.

„Wenn wir erst zur afrikanischen Küste kommen, ist das Schiff ganz leer. Die Hälfte unserer Passagiere steigt in Funchal aus. Das ist eine großartige Reise, Miss Tibbetts, und da Sie doch einen Neffen unten an der Westküste von Afrika haben, würde ich an Ihrer Stelle die Gelegenheit wahrnehmen. Wir könnten Sie an der Mündung des Großen Stromes an Land setzen, und wenn wir dann unsere Rückfahrt von Kapstadt aus antreten, nehmen wir Sie wieder an Bord. Auf der Rückreise können Sie dann immer noch in Madeira Station machen. Sie meinen, es sei dort Fiebergefahr? Um Himmels willen, an der Westküste von Afrika sitzen Sie ebenso sicher wie in London. Außerdem bleiben Sie ja kaum länger als eine Woche dort.“

Miss Tibbetts überlegte sich die Sache. Die wenigen Briefe ihres Neffen, die sie entziffern konnte, machten ihr einige Sorgen wegen seines Geisteszustandes. Auch mit ihrer Gesellschafterin besprach sie die Angelegenheit. Mrs. Crewfer fand den Plan außerordentlich gut.

„Sie mögen recht haben. Ich habe Augustus seit Jahren nicht gesehen“, sagte Miss Tibbetts.

Mrs. Crewfer seufzte.

„Hoffentlich ist er nicht auf Abwege geraten“, erwiderte sie. Aber ihr Ton verriet, daß sie das Gegenteil glaubte.

„Mein Geld wird ja für ihn keinen Unterschied machen“, erklärte Miss Tibbetts. „Aber wenn ich es ihm schon vermache, möchte ich doch wenigstens sicher sein, daß er einen rechtschaffenen Charakter hat.“

Weil die N'gombi ein Waldvolk sind und als Kinder selten zum Großen Strom kommen, können sie auch nicht schwimmen. Sie ertrinken daher meistens, wenn sie ins Wasser fallen.

Leutnant Tibbetts hatte einmal von der Kommandobrücke der ‚Zaire‘ aus einen Sprung in die reißende Strömung gewagt, um das N'gombimädchen B'lana zu retten. Es wimmelte dort von Krokodilen, aber er hatte nicht auf die Gefahr geachtet. Sanders wollte ihn damals für die Rettungsmedaille vorschlagen, aber Bones hatte gebeten, davon abzusehen.

„Er ist doch der merkwürdigste Mensch auf der Welt“, sagte Hamilton verwundert. „Er ist doch sonst so unbescheiden! Und wenn er einmal wirklich etwas leistet und dafür belohnt werden soll, regte er sich auf!“ - Sanders lächelte.

„Ich verstehe seinen Charakter ganz gut. Er maßt sich Tugenden und Fähigkeiten an, die er nicht besitzt, aber er ist ungewöhnlich zurückhaltend, wenn es sich um die Anerkennung seiner tatsächlichen Verdienste handelt. Hätte ich ihm die Möglichkeit gegeben, Mitglied der Psychischen Gesellschaft zu werden, so hätte er das sicher mit Freuden angenommen.“

Hamilton legte die vier Wochen alte Zeitung beiseite, in der er gelesen hatte.

„Glauben Sie denn, daß Bones psychisch veranlagt ist?“ fragte er.

Sanders nahm die Zigarre aus dem Mund und sah ihn erstaunt an.

„Was meinen Sie denn damit?“ fragte er verblüfft.

„Es ist eine merkwürdige Tatsache, aber Sie können sich jeden Augenblick davon überzeugen. Bones hat doch die verschiedensten Liebhabereien, und jedesmal ereignet sich später etwas, was auf sein jeweiliges Steckenpferd Bezug hat. Wenn er irgendein Studium aufnimmt, sei es Musik, Architektur, Rechtswissenschaft oder sonst etwas, so kann er mit Bestimmtheit seine Kenntnisse bald darauf verwerten.“

Hamilton führte ein Beispiel nach dem anderen an, und Sanders hörte nachdenklich zu.

„Seine augenblickliche Liebhaberei ist allerdings ein wenig ermüdend. Er fällt mir damit wirklich auf die Nerven.“

Mr. Tibbetts studierte zu dieser Zeit gerade Astralphänomene.

„Mein lieber, alter Ham“, begann er nach dem Abendessen, „Sie verstehen es nun einmal nicht, aber vorige Nacht sprach ich mit Millie -“

„Mit wem?“ fragte Hamilton erschrocken.

„Mit Millie. Wir saßen zusammen in meiner Hütte und unterhielten uns stundenlang miteinander. Sie war eine Freundin von König Karl, aber sie ist eine sehr achtbare junge Dame.“

Hamilton sah ihn entgeistert an.

„Was - Sie waren mit Millie zusammen in Ihrer Hütte mit einer jungen Dame?“

Bones nickte ernst.

„Ja, sie ist sehr vertraut mit mir. Aber natürlich nicht so, wie Sie meinen...“

Plötzlich ging Hamilton ein Licht auf.

„Ach, Sie wollen sagen, daß Millie ein Geist ist?“

Bones nickte wieder.

„Können Sie mir dann erklären, wie sich Geister hinsetzen?“ fragte Hamilton ironisch. „Haben Sie ihr vielleicht auch ein Glas Wein angeboten?“

Bones seufzte.

Er hörte über Nacht Stimmen und notierte alle Gespräche, die er mit Geistern hatte. Als Hamilton das erfuhr, machte er dem Sergeanten Vorwürfe, daß sich die Schildwachen über Nacht miteinander unterhielten. Bones behauptete aber steif und fest, daß er überirdische Stimmen gehört habe, und der Sergeant war sehr zufrieden, daß er von der Seite seines Vorgesetzten so unerwartete Hilfe erhielt.

„Es muß etwas mit Bones geschehen“, sagte Hamilton eines

Tages. „Er wird immer verrückter. Jetzt behauptet er schon, er hätte Trancezustände. Vorige Nacht sei sein Geist nach England gewandert, sagte er, ohne daß er mich um Urlaub gebeten hätte.“

Die Leute an den Ufern des Großen Stroms hörten in den Dörfern das Schaufelrad der ‚Zaire‘ und drehten sich unruhig auf ihrem Lager von einer Seite auf die andere, denn die ‚Zaire‘ machte nicht den gefährlichen Weg durch Sandbänke und Untiefen bei Nachtzeit, wenn es nicht Aufruhr in der Gegend gab. Und als sie noch obendrein hörten, daß jemand im Dunkeln auf dem Wasser sang, fuhren sie schauernd zusammen, denn nur Geister singen in der Nacht.

Aber in Wirklichkeit war es Leutnant Tibbetts, der auf der Kommandobrücke stand und das Lied vom Fischer sang.

Ein Wachtmann am Ufer der Ochoristadt sah die ‚Zaire‘ näher kommen. Die beiden Schornsteine sprühten unheimliche Mengen von Feuerfunken. Schnell wandte er sich nach Bosambos Hütte, doch der Häuptling war schon längst wach und lauschte.

„O Herr, er kommt!“ meldete der Bote.

„Ich habe auch Ohren“, entgegnete Bosambo kurz. Er habe das Geratter schon eine halbe Stunde vorher gehört. Das Wasser hatte dort große Geschwindigkeit, und Schiffe konnten nur langsam gegen die Strömung vorwärts kommen. In der dünnen Tropenluft und bei der Stille der Nacht hörte man Geräusche sehr weit.

Die ‚Zaire‘ legte am Ufer an. Ein Dutzend Leute sprang ab und watete mit Tauen über den Schultern an Land. Dann wurde die Landungsbrücke ans Ufer gezogen, und Leutnant Tibbetts, der den ganzen Nachmittag geschlafen hatte, verließ den Dampfer. Es war zwei Uhr morgens.

„Ich sehe dich, Tibbetti“, klang Bosambos laute, weittönende Stimme aus der Dunkelheit.

Bones antwortete ihm höflich, und sie gingen Seite an Seite

den dunklen Pfad zum Dorf hinauf. Erst als sie in der großen Hütte saßen, sprach Bosambo zu seinem Gast, und zwar ungewöhnlich ernst. Der Raum wurde durch eine Lampe erhellt, die bei dem letzten Besuch der ‚Zaire‘ verlorengegangen war.

„Mein Herr Tibbetti“, sagte Bosambo, „das ist ein schlechtes Palaver. Die N'gombileute scheinen verrückt geworden zu sein. Meine jungen Leute haben heute zwei Gefechte mit ihnen am Ufer des kleinen Flusses gehabt, und das nur wegen eines kleinen Geistes, der so unbedeutend ist, daß ich ihn nicht einmal in meiner Ochoristadt haben will.“

Die Inneren N'gombi haben ihre Eigenheiten. Sie erkennen zwar die Macht des Sturmgottes M'shimba-M'shamba an und verehren ihn auch wie andere Völkerschaften am Großen Strom, aber sie haben doch seit den ältesten Zeiten ihren obersten Teufel und Geist, der ihrer Meinung und ihrem Glauben nach größer ist als alle anderen Teufel.

Diesen großen Geist Dhar halten sie für so mächtig, daß sie nicht wagen, seinen Namen laut auszusprechen. Sie flüstern ihn nur in einer Grube, die sie am Ufer graben, denn Dhar ist der Teufel, der Himmel und Erde beherrscht, der das Schicksal der Menschen entscheidet und Herr ist über Leben und Tod. Dhar verursacht den Wechsel der Jahreszeiten und hält in seinen beiden Händen die Sonne und den Mond, und seine Augen sind die Sterne und seine Haare die kleineren Geister und Teufel.

Die Inneren N'gombi sind sehr stolz und kriegerisch. Da sie sich leicht beleidigt fühlen und schnell bei der Hand sind, Rache zu nehmen, bereiteten sie ihren Nachbarn und den Kolonialbeamten große Schwierigkeiten. Man wußte nie genau, in wem sich Dhar auf dieser Erde verkörperte. Dhar konnte alle möglichen Gestalten annehmen. Er konnte in einem Mann oder in einer Frau wohnen, er konnte in einem Felsen hausen oder andere tote Dinge beseelen. Einstmals, calacala, vor undenklich langer Zeit, war er ein Affe, der in einem großen Käfig im Walde gehalten wurde und dem man täglich die besten Speisen

brachte. Dhar wird stets von drei jungen Mädchen des Stammes behütet, in welcher Form er sich auch manifestieren mag. Tag und Nacht sitzt eine von ihnen in Betrachtung über seine Größe und Majestät versunken.

„Mein Herr Tibbetti, wie konnten meine jungen Leute wissen, daß diese Ungläubigen und Heiden einen Baum verehrten, in den sich Dhar verwandelt hatte?“ fragte Bosambo entrüstet.

„Ja, wie war es denn möglich, daß deine Leute in den Wäldern der N'gombi jagten?“ erwiderte Bones streng. „Es ist doch verboten, daß die Ochori in den Wäldern der N'gombi jenseits des kleinen Flusses jagen!“

Bosambo war schlau genug, hierüber keine genaue Erklärung zu geben. Die Wälder der N'gombi waren sehr wildreich, die Gebiete der Ochori dagegen sehr dürrig.

„Und als sie nun dorthin kamen, sahen sie einen abgestorbenen, toten Baum und fällten ihn, um sich ein Feuer zu machen“, erzählte Bosambo schnell weiter. „Bäume sind doch Bäume, und nur die Heiden können glauben, daß Bäume Seelen haben -“

„O Bosambo“, sagte Bones ruhig, „hat nicht der Prophet selbst im Jahr der Hedschra mit einem Baum gesprochen und ihn später begraben lassen als einen Gläubigen? Und wenn Mahomet das getan hat, wie darfst du dann sagen, die N'gombi sind Heiden?“

Bosambo fühlte sich sehr unbehaglich.

„Aber dieser Baum war doch vollständig abgestorben“, begann er.

„Genauso war es mit dem Baum, mit dem Mahomet sprach es war ein Pfeiler in seiner Moschee“, erwiderte Bones, der in diesen Dingen sehr genau Bescheid wußte.

Bosambo sah düster auf die hell brennende Sturmlaterne. „Ich sehe ein, daß meine jungen Leute unrecht getan haben“,

entgegnete er langsam. „Mein Herr Tibbetti, gib mir die Erlaubnis, daß ich in Sandis Namen tausend Speerleute sammle, damit ich in das Land der N'gombi gehe und ein Ende mache mit diesen Götzendienern.“

»Bosambo, mach doch keine Dummheiten“, sagte Bones ärgerlich.

„Diese N'gombi sind verrückte Leute. Wie soll denn ein Geist da sein, wenn es überhaupt keinen Geist gibt?“

Bones räusperte sich.

„Es gibt wohl Geister, und ich verstehe das Palaver der N'gombi schon. Bosambo, du sprichst über Dinge, von denen du nichts weißt. Ich aber weiß zum Beispiel, daß auch ich einen Geist habe. Zuweilen verläßt er meinen Körper und wandert durch weite Gebiete. Aber ich will dir etwas sagen - ich werde zu dem Häuptling der Inneren N'gombi gehen.“

„Mein Herr Tibbetti, das könnte sehr gefährlich sein. Es ist viel besser, wenn du deinen Geist hinschickst.“

Bones sah ihn scharf an, merkte aber, daß Bosambo es wirklich ernst meinte.

Am nächsten Morgen begab er sich mit vier Soldaten in das Kampfgebiet. Es lag an der Bucht des Flusses, die Bosambo und seine Leute nicht überschreiten durften. Nach einer einstündigen Verhandlung überzeugte Bones die N'gombi davon, daß er nicht gekommen war, um zu strafen. So nahmen sie ihn auf und führten ihn durch die Reihen der Speerleute zu der Hütte ihres Häuptlings.

„Mein Herr Tibbetti, diese Ochori haben etwas Entsetzliches getan“, klagte M'songo, der Häuptling. Er kochte vor Wut, aber er war seiner Sache doch nicht ganz sicher, da er nicht wußte, welche Folgen der Krieg haben würde, den er begonnen hatte. „Mein Herr Tibbetti, du weißt, daß hier in diesem Lande ein großer Geist wohnt.“ Bei diesen Worten hielt er die Hand an den Mund, denn das war die vorgeschriebene Geste für alle Leute,

die von Dhar sprachen. „Diesmal wohnte er in einem schönen Baum, und er brachte uns gute Zeiten. Niemand starb in unseren Dörfern, und es ging uns allen gut. Aber die Jäger Bosambos kamen über die Bucht und vertrieben die drei Mädchen, die den großen Geist bewachten. Sie haben ihnen Furcht eingejagt, so daß sie davonliefen. Und nachdem jetzt der Wohnsitz unseres großen Geistes zerstört ist, herrschen überall Krankheit und Tod. Erst heute morgen wurde H'laki, der Holzfäller, von einem stürzenden Baum erschlagen. Aber auch viele alte Männer und Frauen sind gestorben wie die Fliegen.“ - Bones lauschte lange den Beschwerden des empörten Häuptlings.

„Die Leute, die in dein Land eingebrochen sind, haben Sandis Gesetz übertreten“, sagte er dann, „und sie werden bestraft werden. Beim nächsten Neumond soll dir der Häuptling Bosambo zwanzig Häute und drei Säcke Salz schicken, und an der Stelle, wo die Ochori die Bucht überschritten haben, werde ich eine Tafel errichten mit Teufelsmasken und Zeichen, damit die Leute, die wieder ohne Sandis Erlaubnis in dein Gebiet kommen, in Affen verwandelt werden. Dies alles tue ich im Namen Sandis, der dein Vater und deine Mutter ist und der dein Volk in seinen Armen trägt wie ein kleines Kind.“

Diese Worte machten auf M'songo und seine Ratgeber tiefen Eindruck.

„Es sind aber auch schon einige Speerleute in diesen Kämpfen gefallen, Tibbetti, und es ist Blut geflossen.“

„Das hebt sich auf, denn auf beiden Seiten ist Blut geflossen. Führe deine jungen Krieger von den Ufern des Wassers zurück, dann werden wir ein großes Palaver in deiner Stadt abhalten.“

Der Häuptling zögerte. Seine Leute waren aufgebracht und wollten den Frevel rächen. Aber die Aussicht auf ein tagelanges Palaver reizte ihn auch. Es bot den Leuten unbegrenzte Gelegenheit zu reden, und das lieben die Eingeborenen über alle Maßen. So kam es, daß sich M'songo an Gesetz und Ordnung

hielt. Er zog seine Krieger zurück, und in der nächsten Nacht saß Bones im Palaverhaus und hörte die ersten sechs der fünfundvierzig Unterhäuptlinge, die alle etwas über Bosambos Verbrechen zu sagen wünschten.

Am dritten Tag war Bones der Auseinandersetzungen und der Reden müde und schloß das Palaver.

„Wer wird sich beklagen über die Saat, wenn der Baum schon zur Manneshöhe emporgeschossen ist?“ fragte er. „Ist denn euer großer Geist“ - bei diesen Worten legte er die Hand vor den Mund, wie es die Sitte vorschrieb - „so klein, daß er sich nicht vor sechs Ochorijägern retten kann, und so schwach, daß er nicht weiterlebt, wenn seine Behausung verbrannt ist? Nun sage ich euch, daß euer großer Geist lebt, in den Wäldern umherwandelt und sich nach einer neuen Wohnung umsieht. Und die müßt ihr für ihn finden, wie es eure Väter taten. Ich überlasse es jetzt euren weisen Leuten, darüber eine große Beratung abzuhalten. Dieses Palaver ist aus.“

Als Bones in der nächsten Nacht schlief, hörte er plötzlich ein Geräusch am Eingang seiner Hütte und war sofort vollkommen wach. Auf dem mondbeschiedenen Platz vor der Hütte sah er einen Schatten.

„Wer ist dort?“ fragte er.

„Mein Herr Tibbetti, ich bin es“, sagte eine weiche Frauenstimme.

„Donnerwetter!“ rief Bones und warf den Bademantel über den Schlafanzug. Dann trat er ins Mondlicht hinaus.

Sechs Schritte von dem Eingang seiner Hütte entfernt stand ein schlankes, hochgewachsenes Mädchen. Sie hielt einen langen Stab in der Hand, wie ihn die N'gombifrauen tragen.

„Ich bin B'lana-M'songo, die Tochter des Häuptlings“, sagte sie. „Ich bin weise, und die Geister sprechen zu mir.“

„Dann kehre zu deinem Lager und zu deinen Geistern

zurück“, erwiderte Bones schlecht gelaunt.

„Mein Herr Tibbetti, ich bin das Mädchen, das du damals aus dem Wasser gerettet hast.“

Bones, der diesen Vorfall längst vergessen hatte, kratzte sich den Kopf.

„Alle Tage und Nächte denke ich an dich, mein Herr Tibbetti. Ich bin ein Mädchen mit einer wunderbaren Seele; ich spreche auch zu den älteren Männern, und sie hören mir zu. Das ist früher noch keiner Frau widerfahren. Mein Herr Tibbetti, ich bin eines von den drei Mädchen, die den Baum bewachten, als Bosambos Jäger kamen.“

„O Mädchen, das mußt du mir am Tage sagen, wenn ich wach bin“, entgegnete Bones müde und entließ B'iana, die ihn wie einen Gott verehrte.

Nach einiger Zeit kam Bones zur Residenz zurück und war mit seinen Erfolgen sehr zufrieden. In der Ochoristadt hatte er auf der Rückreise noch einmal haltgemacht und Bosambo seine Strafe zudiktirt. Der Oberhäuptling der Ochori machte sich jedoch nicht viel daraus, denn er wälzte die Lasten immer auf seine Untertanen ab.

Bones erstattete Sanders einen langen Bericht und stellte seine Verdienste ins rechte Licht.

„Exzellenz, ich war so ganz in meinem Element, da es sich hier um seelische Einflüsse handelte. Man kann die Ansicht der N'gombi nicht so ohne weiteres ablehnen -“

„Welche Gestalt hat sich denn jetzt der große Geist der N'gombi ausgesucht?“ fragte Hamilton.

Bones zuckte mitleidig die Schultern.

„Ich wünschte nur, mein guter, alter Ham, daß Sie die Sache ernst nähmen. Kommt es denn darauf an, in welcher Gestalt sich der große Geist offenbart?“

„Natürlich kommt es darauf an“, entgegnete Sanders ruhig.

„Ich wünschte nur, Sie könnten das herausbringen, Bones. Denken Sie daran, wenn Sie das nächste Mal auf Inspektionsreise gehen.“

„Vielleicht sagt es Ihnen Ihre kleine Freundin B'iana“, bemerkte Hamilton ironisch, aber Sanders blieb ernst.

„Wenn wir nur wüßten, unter welcher Gestalt Dhar jetzt verehrt wird. Das würde alles viel leichter machen. Die N'gombi werden immer unruhiger, und man weiß nie, was passiert, wenn ein unschuldiger Fremder ihren großen Geist ohne jede Absicht beleidigt. Vor zwanzig Jahren war Dhar eine Missionskatze. Ein Isisi stahl sie in einem Sack, und daraus entstand ein Krieg, der sieben Jahre dauerte.“

„Ich werde es schon in Erfahrung bringen“, meinte Bones zuversichtlich.

„Schicken Sie doch einmal Ihren eigenen Geist auf die Suche...“, schlug Hamilton vor.

Bones antwortete nicht. Hamilton rief ihn noch einmal zurück, als er schon den halben Weg zu seiner Hütte gegangen war.

„Ist etwas nicht in Ordnung?“ fragte Bones.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen“, erwiderte Hamilton. „Aber wir haben Nachricht von Ihrer Tante bekommen.“

„Ist sie abgekratzt?“ fragte Bones eifrig.

„Nein. Wenn ich es Ihnen genau sagen soll, so kommt sie angekratzt, und zwar morgen nachmittag mit dem Postdampfer. Eben ist ein Telegramm gekommen.“

Bones schrak zurück.

„Was, meine Tante Caroline? Da hört sich doch alles auf!“ rief er bestürzt.

Sanders hatte zwei Zimmer in der Residenz für Miss Tibbetts und ihre Begleiterin herrichten lassen. Als sie am nächsten Nachmittag ankam, wurde sie von Bones in galanter Weise an

Land getragen. Und in der Residenz wurde sie zwar nicht herzlich, aber doch sehr freundlich begrüßt.

„Ich habe große Sorge um meinen Neffen, Mr. Sanders“, sagte sie zum Amtmann. „Er hat in seinen Briefen so merkwürdige Ansichten geäußert, daß ich schon annahm, sein Verstand hat unter dem Klima hier irgendwie gelitten. Er fragte zum Beispiel bei mir an, ob mein Geist wandere, und ob ich irgendwelche Geistererscheinungen sehen könne. Glauben Sie, Mr. Sanders, daß er ein guter Baptist geblieben ist?“

„Bones ist ein sehr guter Junge“, entgegnete der Amtmann vorsichtig.

Miss Tibbetts warf einen Blick auf das harte Gesicht ihrer Begleiterin.

„Ja, aber ist sein Lebenswandel auch moralisch? Das ist zwar eine sehr unangenehme, diskrete Frage, aber dieses heiße Klima ist doch für junge Leute wirklich sehr gefährlich.“

Sie schaute wieder Mrs. Crewfer an, die traurig den Kopf schüttelte und auf das Schlimmste gefaßt war.

„Derartige Fragen kommen überhaupt nicht in Betracht“, erwiderte Sanders ein wenig steif. „Ihr Neffe ist ein Gentleman, diese Antwort wird Ihnen wohl genügen.“

Aber Miss Tibbetts genügte diese Antwort durchaus nicht, und am Abend hatte sie noch eine lange, für Bones sehr peinliche Aussprache. Er hörte ihr mit schlecht geheucheltem Interesse zu. Sie hatte allerdings nur sehr vage Vorstellungen von den Ehrbegriffen der englischen Regierungsbeamten in den Kolonien und sprach mit einer Freiheit über Mesallianzen zwischen weißer und schwarzer Rasse, daß Bones der Kopf wirbelte. Sie schilderte ihm Möglichkeiten, die ihn vollkommen verwirrten, und als sie schließlich eine Pause machte, mischte sich auch Mrs. Crewfer ins Gespräch.

„Sie müssen doch verstehen, daß Ihre werte Tante nur deshalb mit Ihnen spricht, weil sie es gut mit Ihnen meint, Mr. Tibbetts.

Man hört so merkwürdige Geschichten über die Leute in den Kolonien.“

„Meine liebe, gute entfernte Verwandte und Begleiterin meiner hochverehrten Tante“, erwiderte Bones höchst gelangweilt, „was Sie hier sagen, ist keine Unterhaltung für einen jungen Mann. Sie setzen mir nur Ideen in den Kopf! Aber meine liebe, alte Tante, das gehört sich doch nicht, so etwas tut man einfach nicht! Wirklich, glaube mir, es ist entsetzlich!“ Am nächsten Morgen erwachte Bones eine Stunde nach Tagesanbruch mit dem Gefühl, nicht allein in seiner Hütte zu sein.

„O Ali“, sagte er, ohne die Augen zu öffnen, „bringe mir -“

In diesem Augenblick schaute er um sich. Drei junge Mädchen saßen auf dem Fußboden und sahen ihn feierlich mit großen dunklen Augen an. Sie trugen keine besondere Kleidung, nur hatten sie Blumenkränze auf dem Kopf.

„O mein Herr Tibbetti, ich sehe dich“, sagten sie wie aus einem Munde und hoben ihre braunen Hände zum Gruß.

„Um Himmels willen!“ stammelte Bones auf englisch. Plötzlich erkannte er B'lana. „O Mädchen, du mußt nicht hier in meiner Hütte sitzen. Wie kommst du denn aus dem N'gombilande hierher?“

„Ich kam auf dem Großen Strom“, erwiderte sie und strahlte ihn unverwandt mit ihren schönen Augen an. „Dieses Mädchen hier ist die Tochter von Shimbiri, und das andere Mädchen ist die Tochter des Häuptlings Lababuli.“

Eine halbe Stunde später beobachtete Hamilton von der Veranda aus, daß Bones über den Exerzierplatz zur Residenz kam, begleitet von drei schlanken, braunen Mädchen. „Es ist etwas ganz Entsetzliches passiert, mein lieber, alter Ham.. man hat mich dazu ausersehen, daß ich Dhar als Wohnung dienen soll.. die Idee ist im Kopfe dieses Mädchens entstanden.“ Er zeigte auf B'lana, die Bones immer noch glücklich anschaute.

„Es muß irgend etwas getan werden, alter Ham. Wenn meine Tante diese jungen Mädchen sehen würde... großer Gott, was würde dann geschehen!“

Hamilton warf einen Blick auf die Begleiterinnen.

„Ihre Tante ist schon vor einer Stunde abgefahren. Das Schiff kam einen Tag früher, als wir erwarteten.“ Er nickte langsam. „Jetzt kann ich auch verstehen, warum sie uns so von oben herab behandelte.“

„Was meinen Sie denn?“ fragte Bones bestürzt.

„Sie wollte nicht haben, daß man Sie weckte, und ging selbst in Ihre Hütte, um sich zu verabschieden. Da scheint sie wohl die drei jungen Damen gesehen zu haben - Bones, Bones, mit Ihrer Erbschaft ist es Essig!“

## ***IX. Die reiche Frau***

Mr. Liebermann war ein Kaufmann in New York, der mit Wertpapieren handelte. Die Aktien sahen sehr schön aus, da sie im Vierfarbendruck hergestellt waren, aber die Goldminen, über die sie ausgegeben waren, erwiesen sich als schlecht und unrentabel. Mr. Liebermann kam in das Gebiet des Großen Stromes, und da er viele Empfehlungsschreiben vorzeigen konnte, wurde er gut aufgenommen. Er hatte ein freundliches und zuvorkommendes Wesen, so daß man ihm weiter nicht böse war, selbst dann nicht, als man drei Monate später erfuhr, daß er von der Regierung eine Konzession erhalten hatte, im Fluß Gold zu waschen. „Der Mann will im Fluß Gold waschen?“ fragte Sanders lächelnd. „Das einzige Gold, das sich im Großen Strom befindet, ist mein Zigarettenetui, und das wäre auch nicht ins Wasser gefallen, wenn sich Bones nicht so dumm benommen hätte.“

Bones interessierte die erste Mitteilung so sehr, daß er es nicht einmal für nötig hielt, sich zu rechtfertigen. Das Unglück war passiert, als er einmal mit Sanders auf der ‚Zaire‘ von einer Inspektionsreise zurückkam.

„Merkwürdig“, meinte Captain Hamilton nachdenklich. „Dieser Mr. Liebermann fragte mich doch über eine gewisse Legende aus, die unter den Eingeborenen verbreitet ist. Er sagte, er habe gehört, daß eine sagenhafte Goldmine im Lande sei.“

„Das stimmt auch, mein lieber, alter Offizier“, erwiderte Bones prompt. „Ich habe davon gehört, und Bosambo hat auch davon erfahren.“

„Bosambo ist ein schlauer Fuchs. Der hat immer alles gehört, wenn er nur Geld damit verdienen kann“, sagte Sanders etwas sarkastisch. »Hat er etwa versucht, Ihnen Goldaktien zu verkaufen?“

Bones war beleidigt.

„Natürlich hat Bosambo davon gehört“, fuhr Sanders ärgerlich fort. „Es ist eine ganz alte Sage unter den Eingeborenen. Manchmal soll es eine Goldmine sein, manchmal handelt es sich auch um Diamanten. Andere erzählten, daß sich im N'gombigebiet ein tiefes, großes Loch befindet, aus dem man fertiggewebtes Tuch herausziehen kann!“

Die Zeit verging, und der Besuch Mr. Liebermanns war schon beinahe vergessen, als ein dringendes Telegramm von dem Generalgouverneur der Kolonien kam.

„Liebermann verkauft in New York Aktien der Gold Dredging Company. Gibt an, Sie hätten behauptet, der Fluß sei goldhaltig.“

Sanders besaß genügend Erfahrung in der Behandlung derartiger offizieller Anfragen und antwortete nicht „Mr. Liebermann ist ein Lügner“, sondern sandte ein langes und wohlausgearbeitetes Dementi. Er fügte auch hinzu, daß seiner Meinung nach sich im ganzen Gebiet des Großen Stromes nicht genügend Gold fände, um auch nur ein kleines Schmuckstück daraus zu fertigen.

Aber da Bones nun einmal von dieser Goldgeschichte gehört hatte, war das Unglück geschehen. Seitdem erwähnt worden war, daß im Gebiet des Großen Stromes Gold gefunden werden solle, wandte er sich dieser Sache mit aller Begeisterung und Energie zu, deren er fähig war. Mit einer Pfeife im Mund und drei überanstrengten Ruderern suchte er die Ufer des Flusses von der Mündung bis nach Lumbiri ab, und die Eingeborenen kamen aus meilenweiter Entfernung, um Tibbetti ehrfurchtsvoll zu beobachten, der in der Sonnenglut unentwegt den Sand am Ufer wusch.

„Wenn Sie auch wirklich Gold fänden, dann wüßten Sie ja gar nicht, wie es aussieht“, sagte Hamilton ironisch.

Bones lächelte überlegen.

„Sie reden jetzt leichtsinnig daher. Was machen Sie, mein

lieber, guter Kriegskamerad, wenn ich mit Händen voll wirklichen Goldes zu Ihnen komme?“

Hamilton grinste ihn an.

„Alle Eingeborenen am Großen Strom wissen, daß es Gold in der Kolonie gibt“, fuhr Bones unbeirrt fort. „Aber die Schwarzen behalten die Sache natürlich für sich - das ist doch ganz klar. Ich bin in diesen Dingen gewissermaßen eine Art Autorität, und ich möchte behaupten, daß jemand ein Vermögen, Millionen, ja vielleicht Milliarden machen kann, wenn er nur das Vertrauen der Eingeborenen besitzt. Ich habe eine große Idee.“

Hamilton richtete sich auf.

„Schießen Sie los - ich wußte doch, daß das früher oder später kommen würde.“

„Ich habe eine große Idee“, wiederholte Bones, ohne auf die Unterbrechung zu achten. „Und da ich Anspruch auf drei Wochen Urlaub habe -“

„Was meinen Sie denn, Bones?“ fragte Sanders und sah ihn jetzt interessiert an. „Was für eine Idee haben Sie?“

„Ich werde eine Wanderung durch das ganze Land antreten“, erwiderte Bones schnell. „Und ich muß sagen, daß das nur die Ausführung eines Planes ist, den ich schon seit Jahren gefaßt habe. Ich will mich nämlich als Eingeborener ausgeben.“

Hamilton stöhnte.

„Wollen Sie sich etwa vollständig schwarz anmalen? Ich kann Ihnen nur sagen, daß dieses Experiment bisher nur einem einzigen Europäer geglückt ist, und zwar unserem Amtmann. Ihnen verbiete ich das, Bones. Wenn Sie ins obere Land kommen, machen Sie die Eingeborenen so rebellisch, daß es einen Aufstand gibt. Oder Sie kommen selbst in so große Gefahr, daß der Amtmann und ich monatelang zu tun haben, um alles wieder in Ordnung zu bringen.“ - Zu Hamiltons größtem

Erstaunen war Sanders anderer Ansicht.

„Ich habe oft daran gedacht, es selbst wieder einmal zu versuchen. Seit vielen Jahren bin ich nicht mehr als Eingeborener aufgetreten. Solange sich Bones nicht tagsüber sehen läßt, ist es wohl möglich, daß ihm der Plan gelingt. Über zwei Dinge würde ich gern genaueren Aufschluß haben, über die mir meine Späher und Agenten nichts mitteilen können. Ich bin davon überzeugt, daß meine Vertrauensleute im Lande so scharf überwacht werden, daß sie gar nicht die Möglichkeit haben, auf interessante Dinge zu stoßen.“

Sanders hatte, wie er später offen zugab, die Absicht, drei Akasavabrüder genauer zu beobachten, die mit ihren Frauen allein lebten und eine kleine Niederlassung für sich am Ufer des Stromes bildeten. Sie wohnten in der Nähe der Insel, die in der Eingeborenen-sprache ‚Die Insel der schnellen Wasser‘ genannt wird und eine große Gefahr für die Schiffe ist. Die Insel selbst hat keine Bewohner, und zwar aus einem guten Grunde. Der nördliche Teil war überschwemmt, und nach schweren Gewitterregen stand manchmal die ganze Insel unter Wasser. Auch wußte man wegen der wechselnden Geschwindigkeit der Strömung niemals, ob man sie nach Wunsch erreichen und wieder verlassen konnte.

Die drei Akasavabrüder aber wohnten auf dem Festland. Ihrem Beruf nach waren sie Fischer, aber niemals hatte sie jemand auf dem Fischfang gesehen. Auch wußte man, daß sie selbst Fische von den Dorfbewohnern stromaufwärts kauften. Und trotzdem ging es ihnen gut; sie hatten Herden eßbarer Hunde und Ziegen, und der älteste Bruder hatte sogar fünf Weiber.

Man erzählte sich unheimliche Geschichten über sie. Wenn eine Frau ihres Mannes überdrüssig war, oder wenn ein Mann über den Liebhaber seiner Frau zornig wurde, so kamen sie heimlich zur Nachtzeit zu den drei Brüdern und zahlten im voraus für gewisse Ereignisse, die später eintraten. Man fand

dann Leute, die im Strom ertrunken waren, aber niemand konnte sagen, wie sie verunglückten. Ein Mann, der verschiedenen Familien Leid gebracht hatte, wurde eines Tages tot unter einem umgestürzten Baum im Walde entdeckt.

Sanders hatte sich große Mühe gegeben, die drei Akasava auf frischer Tat zu ertappen, aber es war ihm nicht gelungen. Die drei Brüder Shibiri lebten nach wie vor in guten Verhältnissen.

Es war noch keine Woche nach dem Gespräch auf der Veranda in der Residenz vergangen, als ein schlanker Eingeborener beim ersten Frühlicht den Strom hinaufruderte. Er hielt sich möglichst abseits von den großen Ortschaften und wählte die weniger befahrenen Straßen.

„Wenn Sie bei Tageslicht gesehen werden, erkennt man Sie sofort“, hatte Hamilton prophezeit, der um zwei Uhr morgens ans Ufer gekommen war, um bei Bones' Abfahrt zugegen zu sein. „Vertrauen Sie nur Ihrem lieben, guten, alten Bones.“

„Das tue ich unter keinen Umständen.“

„Aber ich bringe das Geheimnis heraus, verlassen Sie sich darauf!“ rief der braune Mann vom Boot aus zurück.

Bei den Isisi lebte eine Frau, die das einzige Kind ihres Vaters war, und als er starb, erbt sie all seine Reichtümer. Sie besaß schöne Gärten und Herden von eßbaren Hunden, Salz im Überfluß, Messingstangen und zwanzig Ledersäcke, die Silbergeld enthielten.

Ihre Schätze mehrten sich, ebenfalls ihr Besitz an Kornfeldern, denn sie hatte die Geheimnisse des Handels von ihrem Vater gelernt. Sie sammelte Häute und Gummi, Elfenbein und andere wertvolle Dinge in ihrem Vorratshause. Auch Bosambo, der Oberhäuptling der Ochori, der sich sonst niemals für Frauen interessierte, hatte von ihr gehört. Da er verschiedene Vorräte hatte, über die er verfügen konnte, schickte er seinen obersten Ratgeber zu ihr und lud sie ein, nach dem Lande der Ochori zu kommen.

M'Yari kam wie eine Königin zu ihm. Sie fuhr in einem neuen Boot mit sechzehn Ruderern, und an Stelle der mit Palmenblättern gedeckten Hütte im rückwärtigen Teil ihres Bootes hatte sie eine kleine Kammer, die mit Tuch bedeckt war.

Bosambo legte großen Wert auf Auftreten und Würde, trotzdem ging er zur Landungsstelle, um sie zu begrüßen, und sagte ihr schmeichelhafte, liebenswürdige Dinge.

„Ich höre dich, Bosambo“, sagte sie, als er nach seiner langen Ansprache schwieg. „Aber ich bin nicht hergekommen, damit mir die Leute von meiner Schönheit erzählen. Ich möchte deine Vorräte an Gummi, Häuten und anderen schönen Dingen sehen, die du deinem Volk gestohlen hast.“

Bosambo erwiderte nichts auf diese beleidigenden Worte. Drei Stunden handelten die beiden miteinander, und als M'Yari wieder abfuhr, hatte sie ein zweites Boot im Schlepptau, das mit den von Bosambo gekauften Waren beladen war. Der Häuptling hatte aber das unangenehme Gefühl, daß sie ein besseres Geschäft gemacht hatte als er, und das war für ihn eine vollständig neue Erfahrung.

M'Yari kam wieder, und er wandte ihr gegenüber eine andere Taktik an. Seine Frau war mit ihrem Kind ins Gebirge gegangen, weil die Gegend in der Regenzeit zu feucht und ungesund war. So empfing Bosambo die reiche M'Yari, gab ihr ein Festessen, ließ einen Tanz zu ihren Ehren aufführen und machte ihr große Liebesanträge. Aber sie ging nicht auf seine Schmeicheleien ein, und als sie sich diesmal verabschiedete, hatte sie ein noch viel besseres Geschäft gemacht als das erste Mal.

„So etwas ist überhaupt noch nicht vorgekommen“, sagte ein Onkel M'Yaris. „Diese Frau ist viel zu reich. Frauen müssen an Männer verheiratet sein, genauso, wie es bei den Ziegen und Böcken ist. Und wenn diese Frau jemand heiratet, dann gehört dem Mann all ihr Hab und Gut. Einer von uns muß sie heiraten.“

Wir wollen zu N'mari, dem weisen Mann, gehen. Er muß uns sagen, wer sie heiraten soll. Und der, der sie zur Frau nimmt, soll ihre Reichtümer unter uns teilen. Eine Hälfte sollen die Brüder ihrer Mutter bekommen, und die Hälfte der zweiten Hälfte die Kinder, also ihre Vettern.“

Die Jüngeren waren zwar mit dieser Teilung nicht zufrieden, aber schließlich stimmten sie doch zu. So gingen die Männer zu N'mari, dem weisen Mann, der im Isisiwald mit Schlangen, Vögeln und merkwürdigen wilden Tieren zusammenlebte. Sie schliefen sogar nachts in seiner Hütte. Bei ihm wohnte auch sein Enkel B'labá, der ein großer Jäger war, aber einen bösen Charakter hatte. - Sie sagten dem alten Zauberdoktor alles, was sie auf dem Herzen hatten, und er gab ihnen seinen Rat.

„Ihr müßt zu dem jungen Mädchen gehen und ihm sagen: ‚Einen von uns sollst du heiraten.‘ Dann müßt ihr alle wieder fortgehen und bei Neumond einen jungen Hahn schlachten. Jeder von euch soll seine Hände mit dem Blut des Tieres bestreichen, und am Morgen wird der, dessen Hände durch meinen Zauber wieder gereinigt sind, die Frau heiraten.“

Sie gingen wieder fort und sagten M'Yari, was N'mari ihnen geraten hatte. Sie saß vor ihrer Hütte zwischen ihren Frauen und antwortete nicht. Aber sie schickte eine Spionin hinter ihnen her.

Bei Neumond opferten die Männer den Hahn und bestrichen ihre Hände mit seinem Blut. Jeder ging zu seiner Hütte, wo seine nächsten Verwandten ihm Wasser reichten, so daß er sich die Hände waschen konnte. Und als sie sich am Morgen wieder trafen, schien jeder der Auserwählte zu sein. Da erkannten sie, daß sie alle hereingefallen waren. Aber trotzdem gingen sie wieder zu N'mari, und dieser wußte schon, warum sie kamen.

„Geht alle zu verschiedenen Orten, du zur Stadt der Akasava, du zu dem kleinen Dorf bei dem Sumpf der stillen Geister...“ Jedem gab er ein anderes Ziel an.

„Morgen vollführe ich einen großen Zauber und bringe dieses

Mädchen zu mir. Alle meine kleinen Geister und Teufel sollen um sie her sitzen - sie wird sie aber nicht sehen können. Dann lasse ich sie durch meinen Zauber tanzen, bis sie erschöpft zu Boden sinkt. Und der soll ihr Mann werden, der sich in dem Ort aufhält, wohin ihr Kopf zeigt.“

Die Verwandten waren kaum außer Sicht, als der alte Mann mit seinen halberloschenen Augen aufschaute. Eine Frau stand vor ihm.

„Ich bin M'Yari von M'pusu, und ich bin diesen Männern in den Wald gefolgt, da ich wußte, daß sie über mich sprechen würden. Sage mir nun, was ich tun muß. Ich bin sehr reich, und ich brauche einen Mann, der mir ergeben und Untertan ist wie mein kleiner Hund. Er darf mir nicht widersprechen und muß alles tun, was ich will. Die Brüder meiner Mutter und deren Söhne bedeuten mir nicht mehr als die Fische im Fluß. Und wenn einer von ihnen mich zur Frau nimmt, werde ich den Akasavabrüdern Geld geben, damit sie ihn verfolgen und beseitigen, wenn es nötig ist.“ In diesem Augenblick trat der Enkel des alten Mannes in die Hütte.

„Hier ist ein feiner, guter Mann, der alle deine Wünsche erfüllt“, sagte der Zauberdoktor.

M'Yari sah ihn und nahm ihn mit sich in ihre Behausung. Als ihre Verwandten des langen Wartens müde waren, kehrten sie zurück und entdeckten, daß B'laba in der Hütte der reichen Frau war. Aber es schien, als ob er sie trotz ihres großen Reichtums vollständig unterworfen hätte, denn jede Nacht hörten sie, wie er sie mit seiner Rhinocerosspeitsche mißhandelte. Aber sie schrie niemals und rief auch keinen ihrer Verwandten zu Hilfe. Eines Nachts aber fuhr sie mit vier Dienerinnen auf den Strom hinaus.

In der dunkelsten Stunde, als der Mond untergegangen war, kam sie zu der Stelle des Ufers, wo die drei Akasavabrüder wohnten. Diese Männer schlossen ihre Geschäfte stets nachts ab, und da sie wußten, daß die Frau kommen würde, warteten

sie schon am Ufer. Auch sie war nicht erstaunt, denn die Eingeborenen verstehen sich intuitiv viel besser als die Angehörigen der weißen Rasse.

Sie erklärte ihnen in kurzen Worten, warum sie gekommen war.

„Dieser B'labá darf nicht getötet werden, weil sonst Sandi mit seinen Soldaten den Strom heraufkommt. Aber ihr müßt ihn zurückhalten, daß er nicht wieder zu mir kommt. Und wenn ihr ihn ein wenig mit der Rhinzerospeitsche verprügelt, so wird ihm das nur guttun.“

Sie hielten noch ein langes Palaver über die Sache ab, denn auch die drei Akasava wollten nicht mit Sandi in Konflikt geraten. Aber schließlich wurden sie handelseinig.

In der Zwischenzeit erwachte B'labá, und als er entdeckte, daß seine Frau verschwunden war, fürchtete er sich. Er vermutete, daß sie die drei Akasavabrüder auffordern wollte, ihn zu ermorden.

Rasch erhob er sich, ging zu seinem Großvater in den Wald und fragte ihn um Rat.

„Nimm alles, was sie an Reichtümern in ihren Hütten verborgen hat, und verstecke es in einer tiefen Grube“, sagte N'mari.

Drei Nächte lang schwitzte B'labá unter den schweren Lasten, die er in eine tiefe Grube unter dem Boden seiner Hütte brachte. Und in der dritten Nacht kamen die drei Akasava durch die Dunkelheit. Niemand sah, wie ihr Boot am Ufer anlegte, und sie wanderten ruhig und geräuschlos. Jeder von ihnen trug drei Speere. Sie kamen zu B'labá, als er sich gerade bückte, um einen Sack mit Silber wieder aus der Grube zu heben. Er stieß nur einen schwachen Laut aus, als er vornüber fiel. Sonst herrschte tiefe Stille, denn die Akasava schweigen, wenn sie handeln. Sie hatten B'labá durch einen Schlag auf den Kopf bewußtlos gemacht und brachten ihn nun zu dem Ufer, wo eine Frau mit

einem Boot wartete und ihnen Geld zahlte, damit sie ihn fortschaffen sollten.

Die drei wären auch zur Hütte N'maris im Wald gegangen und hätten ihn ermordet. Aber die Frau verbot es ihnen. Sie gingen ein paar Schritte beiseite, um zu beraten.

„Wenn Sandi mit seinen Soldaten kommt“, sagte der älteste Bruder, „und hört, was vorgefallen ist, so gibt es Schwierigkeiten. Nun aber kann nur diese Frau etwas gegen uns sagen. Wir wollen daher ihre Schätze stehlen und auf der Insel verbergen, wo wir ihren Mann gefangenhalten. Und sie selbst wollen wir auch mitnehmen.“

Seine Brüder schüttelten den Kopf, wodurch sie ihre Zustimmung ausdrückten.

„Es ist auch möglich, daß B'laba uns die Hälfte der Schätze schenkt, wenn wir ihn nicht töten, und Sandi kann uns dann nicht bestrafen. Jetzt wollen wir aber sehen, daß wir die Frau in unsere Gewalt bekommen.“

Aber als sie wieder ans Ufer kamen und sich nach ihr umsahen, hatte sie das Boot verlassen und war schnell durch den Wald gegangen, denn sie ahnte, was die drei Akasava im Schilde führten.

In der Dunkelheit kam sie wieder zu ihrer eigenen Hütte. Keine der Dienerinnen fragte sie, wo sie gewesen sei, und niemand sah sie kommen.

In den nächsten Tagen erschienen mehrere Verwandte und andere Leute bei ihr und erkundigten sich, wo ihr Mann geblieben sei. Als sie antwortete, daß B'laba eine lange Reise angetreten habe, sagte ein alter Onkel, daß er es nicht glaube.

„Sandi kommt bald hierher“, erklärte er mit besonderem Nachdruck. „Dann wird er ein großes Palaver abhalten, und wer weiß, was dann aus deinem großen Reichtum wird!“

Diese Worte jagten ihr großen Schrecken ein. All ihr

bewegliches Hab und Gut war schon verschwunden, und doch konnte sie nichts gegen die drei Brüder unternehmen. Wie konnte sie Sandi sagen, daß sie ihnen Geld gegeben hatte, um ihren Mann zu entfernen? Auch wußte sie gut genug, daß Sandi an den unmöglichsten Stellen Nachforschungen anstellte, wenn er mit seinem kleinen weißen Schiff den Strom heraufkam. Was würde geschehen, wenn er an der Insel der Schnellen Wasser anlegte und entdeckte, daß ihr Mann dort als Gefangener gehalten wurde?

Sie rief ihre oberste Dienerin zu sich.

„Bringe Ruderer für mein schnelles Boot, denn ich will zu Bosambo, dem Häuptling der Ochori fahren. Er ist weise, obwohl er sehr gierig nach Geld ist.“

Sie kam auch glücklich in der Stadt der Ochori an, aber diesmal ging ihr der Oberhäuptling nicht bis zum Ufer entgegen.

„O Frau, ich habe nichts mehr zu verkaufen“, sagte er nur, als er sie sah. „Aber wenn du mir das geben willst, was an dem Preise fehlt für alle die Güter, die ich dir verkauft habe, so will ich dir zuhören, weil ich ein weiches, sanftes Herz habe.“

Sie setzte sich vor ihm auf den Boden und legte die Hände bescheiden zusammen. Denn trotz ihres Reichtums war sie nur eine gewöhnliche Frau, und er war der Oberhäuptling, der direkt mit Sandi verwandt sein sollte.

Lange Zeit sagte sie nicht, warum sie hergekommen war. Sie sprach von dem heftigen Gewitterregen und dem Stand der Ernte. Dann erzählte sie, daß der Fluß viel Wasser führe und daß man merkwürdige Erscheinungen am Himmel sehen könne.

Schließlich ging Bosambos Geduld zu Ende.

„Weib, erkläre mir jetzt, warum du zu mir gekommen bist, denn ich habe auch noch viele andere Dinge zu tun, und die Rede der Frauen verachte ich wie das Geschwätz der Affen.“

Nach und nach berichtete sie nun alles, aber zuerst versuchte

sie, die Sache durch Lügen zu beschönigen.

Bosambo unterhielt viele Späher, und er hatte bereits von B'laba gehört, der seine Frau verprügelte. Und sein Interesse wuchs, je mehr die Frau erzählte.

„... ich habe diesen Leuten viel Geld gegeben, und doch haben sie meine Säcke mit Silber gestohlen, meine Häute und mein Salz, was mir B'laba schon vorher abgenommen hatte. Die drei Akasava sind nach der Insel der Schnellen Wasser gefahren und haben die Schätze in einer großen Grube versteckt, dann haben sie B'laba an einen Baum gebunden. Sie bringen ihm jeden Tag zu essen. Bosambo, ich will dir einen Sack Silber geben, wenn du dafür sorgst, daß ich wieder in den Besitz meiner Schätze komme. Aber besonders liegt mir daran, daß du meinen Mann mit dir fortnimmst. Ich fürchte, daß er mit Sandi sprechen wird.“

Sie wußte sehr wohl, daß Bosambo Geld nahm, woher er es bekommen konnte, und sie war sehr erstaunt, daß er nicht versuchte, eine größere Belohnung für sich herauszuschlagen.

Der Häuptling der Ochori entließ sie sehr freundlich. Sobald die Dämmerung hereinbrach, nahm er die besten Leute seiner Leibwache in einem Boot mit sich. Er selbst ruderte auch mit, denn er hatte keinen Platz für einen überflüssigen Mann.

Es gelang ihm, durch die Stromschnellen durchzukommen und an der Insel der Schnellen Wasser zu landen. Das Eiland war ungefähr eine Meile lang und dicht mit Dschungel bewachsen.

Nur langsam kam er in der Wildnis vorwärts, und seine Leute mußten dauernd das Dschungelmesser benützen, um einen Weg durch das Dickicht zu bahnen. Der Mond schien allerdings hell und erleichterte ihnen die Schwierigkeiten wenigstens etwas.

Bosambos Absichten waren mehr oder weniger ehrlich, aber er hatte durchaus nicht den Wunsch, sich mit einem Gefangenen zu belasten. Sein einziger Wunsch war es, die verborgenen Schätze zu finden, und zwar möglichst, ohne gezwungen zu

sein, die drei Akasavabrüder durch Foltern zum Sprechen zu bringen...

Auch andere Besucher waren in der Nacht zur Insel gekommen.

Die drei Brüder hielten einen Rat ab. Sie waren in gedrückter Stimmung, denn bei Einbruch der Dunkelheit hatten sie eine Lokoli-Nachricht vernommen und dadurch erfahren, daß ein neuer Spion Sandis nach Norden reiste.

Einer der Brüder, der mit dem Häuptling eines kleinen Dorfes bekannt war, suchte diesen auf und erhielt die Bestätigung der Botschaft.

„Was du gehört hast, ist wahr, Shibiri“, sagte der kleine Häuptling, „denn mein eigener Bruder hat es mir gesagt. Dieser Spion wandert nur zur Nachtzeit und ist ein langer, dünner, verhungertes Mensch. Alle, die er in der Dunkelheit trifft, spricht er an und fragt sie nach Gold aus. Dabei erinnert er sie an die Geschichten, die unsere Väter auch erzählt haben. Manchmal fährt er mit seinem Kanu an Fischer heran und fragt, ob sie nicht wissen, wo Schätze im Boden verborgen sind.“

„O ko“, sagte der Akasava entsetzt, „ich glaube, Sandi hat Ohren, so lang wie ein Schwein!“

„Es ist auch merkwürdig, daß dieser Mann Sand von dem Ufer des großen Stromes nimmt und Wasser darüber gießt. Dabei murmelt er Worte in einer fremden Sprache. B'sambo von den Isisi hat ihn genau beobachtet. Er stand hinter einem Gebüsch in seiner Nähe. Auch erzählten die Leute, daß dieser Spion alle kleinen Inseln im Strom aufsucht, weil ihm N'dama von den Isisi gesagt hat, daß dort große Reichtümer verborgen sind.“

N'damas Bruder war eines Tages plötzlich verschwunden, und N'dama war deshalb ein Feind der drei Brüder. Er hatte sich auch bei Sandi beschwert.

Als der Akasava all diese schlechten Nachrichten gehört hatte,

ruderte er schnell zu seinen Brüdern zurück und berichtete, was er erfahren hatte.

„Wenn Sandi all das hört und obendrein noch auf der Insel der Schnellen Wasser nachgräbt, dann hängt er uns“, meinte der Älteste.

Die Insel barg noch manche Spuren ihrer früheren Tätigkeit, die man bei näherer Untersuchung unweigerlich finden mußte. Auch hatten die drei viele Feinde, die sie verraten würden.

„Wir wollen B'labá und die Schätze mit uns nehmen und sie in den Feldern hinter unseren Hütten verbergen. B'labá darf uns nicht verraten.“

Bei Einbruch der Dunkelheit ruderten sie zu der Insel und befreiten den Gefangenen, ließen aber seine Hände gefesselt. Der jüngste Bruder wollte ihn töten, doch die beiden älteren hinderten ihn daran.

„Ein toter Mann kann nicht gehen, und es ist beschwerlich, ihn zu tragen“, sagten sie.

So kam B'labá lebendig zum Ufer und wurde in den Wald hinter den Hütten der Brüder gebracht. Nach einiger Zeit hörten die Weiber der Akasava einen unterdrückten Schrei aus dem Dschungel, aber sie kümmerten sich nicht weiter darum, da sie solche Laute schon oft genug gehört hatten.

Nach beendeter Arbeit kehrten die drei auf die Insel zurück und gruben mit ihren Speerklingen die Säcke mit dem Silber aus. Das Salz hatten sie bereits für sich selbst verwendet.

Aber als sie den ersten Sack aus der Grube gehoben hatten, wurden sie in ihrer Beschäftigung gestört.

„O Mann, ich sehe dich!“

Der jüngste Bruder wollte nach einem Speer greifen, aber die beiden anderen packten ihn am Arm.

Das Mondlicht fiel hell auf die große, schlanke Gestalt des Fremden, dessen Oberkörper vollständig nackt war.

„Geht fort!“ flüsterte er, und die drei verschwanden lautlos im Gebüsch.

Bosambo, der sich vorsichtig durch das Dickicht heranmarbeitete, hörte nicht einmal ihre Ruderschläge im Wasser. Aber als er durch die Dornbüsche zu der Lichtung kam, sah er einen Eingeborenen, der sich an einer Grube zu schaffen machte. Es mußte ein tiefes Loch sein, denn von Zeit zu Zeit verschwand der Mann bis zur Brust in der Erde, und wenn er wieder erschien, stöhnte er unter der schweren Last, die er auf den Boden neben die Grube warf. Es klang, als ob Silbermünzen zusammenstießen, und das war eine angenehme Musik in Bosambos Ohren.

Mit einem solchen Zwischenfall hatte der Häuptling der Ochori nicht gerechnet. Er hatte gehofft, daß der Gefangene am anderen Ende der Insel an einen Baum gebunden war, so daß er nicht sehen und hören konnte, was er selbst vorhatte. Bosambo wollte bei dieser Expedition auf keinen Fall erkannt werden.

Leise nahm er das Tuch, das er über die Schultern geworfen hatte, und winkte zwei seiner Begleiter heran. Behutsam schlichen die Leute vorwärts, und als der hagere, schwarze Mann wieder aus der Grube auftauchte, sprangen sie vor und wickelten das Tuch um seinen Kopf. Gleich darauf hatten sie ihn an Händen und Füßen gefesselt, obwohl er zuerst wild um sich schlug.

„O Mann“, sagte Bosambo leise, „wenn du Lärm machst, so schlage ich dich, und wenn du noch weiter mit Füßen trittst, dann muß ich dich mit meinem Speer töten.“

Diese Worte waren nötig, denn der Gefangene benahm sich, als ob er von Sinnen sei.

„Knotet das Tuch fest um seinen Kopf und tragt ihn in das Boot“, befahl Bosambo im Flüsterton.

Seine Begleiter nahmen die Säcke mit dem Silbergeld und gingen zum Kanu zurück.

Bosambo hatte nicht damit gerechnet, daß er einen Gefangenen an Bord nehmen mußte, und das Boot sank beinahe bis zum Rand ein, als er wieder nach Norden fuhr. - Sie erreichten die Stadt der Ochori eine Stunde vor Morgengrauen.

„Bringt den Mann in meine Hütte!“ sagte er kurz.

Die Leute gehorchten und trugen ihn in die dunkle Behausung des Häuptlings. Bosambo traf alle Vorkehrungen, damit er nicht gesehen oder erkannt wurde.

„B'labá“, begann er leise und freundlich, „ich bin dein Freund. Ich habe dich vor der Frau gerettet, die dich auf der kleinen Insel an einen Baum binden ließ, und ich habe dich aus den Händen der drei Akasavabrüder befreit. Die Frau wird mir das niemals vergeben. Du darfst das Gesicht deines Freundes aber nicht sehen, damit du ihn nicht verraten kannst. Ich werde dich in ein Boot setzen und dich im Fluß treiben lassen..“

Während er sprach, löste er die Handfesseln des Mannes und machte eine sonderbare Entdeckung, als er dabei an das Handgelenk des Gefangenen stieß.

„O Bosambo!“ sagte der Fremde plötzlich. Seine Stimme klang erschöpft und hohl. „Hierfür wirst du büßen müssen!“

Bosambo sank zwar vor Schrecken nicht zu Boden, aber er hielt sich doch auf seinem Lager fest.

„Du bist ein ganz nichtsnutziger Schlingel“, brüllte der Gefangene dann in Englisch. „Ich werde...“

„Tibbetti!“ stieß Bosambo auf arabisch hervor. „Bist du es wirklich?“

Er rief um Licht, und als seine Frau ihm eine Lampe brachte, starrte er entsetzt in die scharfen Züge des hageren Eingeborenen. Bosambo erkannte Bones sofort, obwohl sich dieser genügend entstellte und seine Haare mit Öl und Schmutz dunkel gefärbt hatte.

„Ich war natürlich furchtbar empört“, erklärte Bones, als er

Hamilton und Sanders von dem Vorfall erzählte. „Dieser niederträchtige Bosambo sagte mir außerdem noch, daß er gehört habe, ich befände mich in Gefahr. Er behauptet, er hätte mich gegen meinen Willen gerettet. Aber das Merkwürdigste ist doch, daß ich in den Säcken kein Silber fand, wie ich vermutet hatte.“ - „Hatten die Säcke überhaupt einen wertvollen Inhalt?“ fragte Sanders trocken.

„Nein, das ist ja das Komische. Als ich sie aufmachte, waren sie gefüllt mit Muscheln, Messingstücken und anderem nutzlosem Zeug. - Die drei Shibri habe ich gefangengenommen und mitgebracht. Bei dem Verhör gaben sie alle drei an, daß die Säcke Silber enthielten.“

„Und kein Silber war darin?“ fragte Sanders lächelnd.

„Nein“, erwiderte Bones entrüstet.

„Können Sie mir sagen, wieviel Zeit zwischen den beiden Momenten lag, in denen Sie sich Bosambo zu erkennen gaben und die Säcke öffneten?“ fragte Sanders interessiert weiter.

Leutnant Tibbetts runzelte die Stirne und dachte tief und angestrengt nach.

„Ungefähr eine Stunde.“

„Nun, dann hatte Bosambo Zeit genug, das Silber herauszunehmen“, sagten Sanders und Hamilton wie aus einem Munde.

Dann sah der Amtmann Bones nachdenklich an.

„Ich fürchte, Sie verstehen es doch nicht, sich zu verkleiden. Ich wurde nämlich von Ihrem Vorwärtskommen von Dorf zu Dorf laufend unterrichtet. Alle Leute haben Sie erkannt, aber sie waren höflich genug, zu erklären, daß Sie ein neuer Spion seien.“

„Was, die Leute hatten mich erkannt?“ rief Bones ungläubig.

„Aber meine liebe, alte Exzellenz, ich war doch dunkelbraun am ganzen Körper. Es wird wochenlang dauern, bis ich die Farbe wieder herunterwaschen kann -“

„Ja, Sie waren gut bemalt“, erwiderte Sanders. „Aber Sie haben einen Fehler gemacht. Eingeborene tragen nämlich keine Armbanduhren, wenn sie auf der Wanderung sind!“ Bones war mehr interessiert als erstaunt.

„Aber, zum Teufel, wie soll ich dann wissen, wieviel Uhr es ist?“

## ***X. Die Hüter des Schatzes***

Calacala, vor vielen Jahren, als die Portugiesen noch im Lande waren, ruderten einst viele Boote den Großen Strom hinauf. Damals gab es noch einen Fluß, der das Gebiet der N'gombi durchzog. Heute ist er ausgetrocknet, und man sieht noch eine mit wildem Dschungel bewachsene Vertiefung an seiner Stelle. Niemand wußte, woher die Boote mit den weißen Männern kamen. An der Grenze des Ochorilandes hielten sie an und schlugen ein befestigtes Lager auf. Sie zwangen die Eingeborenen mit Gewalt, ihnen dabei zu helfen. Dann tauchten andere weiße Leute auf und verfolgten sie. Es gab einen großen Kampf mit Schwertern und Speeren, aber schließlich siegten die Angreifer. Sie ließen alle Leute, die das Lager verteidigt hatten, über die Klinge springen. Als der Führer der siegreichen Partei aber nach den zehn Kisten suchte, die die Flüchtlinge mit sich gebracht hatten, konnte er sie nirgends finden. Irgend jemand sollte sie vergraben haben, und die Sage nannte verschiedene Plätze.

Von Zeit zu Zeit kamen Abenteurer und suchten nach den vergrabenen Schätzen. Ein Häuptling der Ochori, der dem Gerücht nach das Versteck kannte, wurde deshalb gefoltert; Kolonialbeamte des Distrikts stellten die sorgfältigsten Nachforschungen an. Auch mehrere Expeditionen forschten danach, aber es war alles umsonst. Die Legende von den verlorenen Reichtümern erhielt sich jedoch hartnäckig, und in einem Dorf der Ochori gab es drei Männer, die ‚die Hüter des Schatzes‘ genannt wurden. Und ihr Amt vererbte sich seit undenklichen Zeiten.

Niemand wußte, welche Schätze sie hüten sollten, aber sie behaupteten, daß sie genaue Kenntnis darüber besäßen. Und wenn einer von ihnen starb, so ernannten sie einen Nachfolger und teilten ihm das Geheimnis mit.

In der ganzen Kolonie erzählte man viel von dem vergrabenen portugiesischen Schatz. Auch Leutnant Tibbetts hatte sich schon darum bemüht, nachdem er im Traume das Versteck der Schätze gesehen hatte.

„Haben Sie direkt geträumt, daß Sie die Höhle sahen?“ fragte Sanders ihn interessiert.

„Ja, meine liebe, gute Exzellenz. Es war eine verflucht große Höhle, direkt seitlich in den Bergen, und drinnen schimmerten viele Lichter in allen Farben. Ich ging hinein, und es kam ein Mann in einem weißen Gewand auf mich zu - vielleicht war es ein Engel - und sagte -“

„Willkommen, mein lieber Ali Baba“, ergänzte Hamilton.

Bones schüttelte verächtlich den Kopf.

Aber als er das nächste Mal ins Land der Ochori kam, begab er sich zu einem Dorf, das in der Nähe der früheren portugiesischen Befestigung lag, und er fragte den Häuptling, ob die alte Sage wahr sei.

„O mein Herr Tibbetti, es ist wahr, daß ich und zwei alte Leute die Hüter des Schatzes sind, den noch kein Mensch gesehen hat. Er wird von Teufeln bewacht, die bei Tage unter den Bäumen sitzen und sich bei Nacht in Hunderte von Leoparden verwandeln, sobald ein Mann in die Nähe der Stelle kommt. Aber ich kann dir das Versteck nicht verraten, selbst wenn du mich und die beiden anderen Männer töten solltest.“

Bones brachte eine Woche dort oben in den Wäldern zu und suchte nach dem sagenhaften Schatz. Ohne daß er es wußte, wurde er dabei von einer Witwe beobachtet, die das gleiche Ziel hatte wie er. Nach einiger Zeit kehrte er zur Residenz zurück und mußte den Spott seiner beiden Vorgesetzten über sich ergehen lassen. Aber die Witwe setzte ihre Nachforschungen fort, denn sie hatte einen habgierigen Liebhaber, der reich werden wollte. Er war ein großer, stattlicher Mann, der Ton in sein Haar strich und ein Leopardenfell um die Schultern trug. Er

tat jedoch nichts, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Die Frau hieß N'saki, und sie hatte schon drei Männer gehabt, die alle eines schnellen Todes gestorben waren, obwohl das nicht weiter auffiel, da sie alt gewesen waren. Daß alte Leute sterben, ist nicht verwunderlich. Aber N'saki kam dadurch in einen schlechten Ruf, und als sie sich N'gama, dem Häuptling des Dorfes, als Frau anbot, weigerte er sich, sie zu sich zu nehmen.

„Es scheint ein Teufel in dir zu leben, N'saki“, sagte er, „weil die Männer, die du liebst, so schnell ins Land der Geister wandern. Drei Hüter des Schatzes haben dich in ihre Hütte genommen, und alle drei starben. Ich möchte aber weiterleben, denn deine Schönheit bedeutet mir nichts, wenn ich sterbe.“

N'saki war eine reiche Frau, denn ihre drei früheren Männer waren mit Gütern gesegnet gewesen. Auch sah sie schön aus und war so klug, daß sie die Gedanken der Männer lesen konnte. Sie zählte erst achtzehn Jahre, war so schlank wie ein Schilfrohr und hatte keine Kinder. Der Dorfhäuptling kannte das Geheimnis des Schatzes, und deshalb hatte sie nur den einen Wunsch, seine Frau zu werden.

„Alle deine Anstrengungen waren umsonst“, sagte der Liebhaber ärgerlich zu ihr. „Drei sterbende Leute waren schon in deinen Händen, aber keiner hat dir die wundervolle Stelle gezeigt, und jetzt leben drei andere Hüter des Schatzes an ihrer Stelle.“

„O N'kema-M'bili!“ erwiderte sie bittend. „Ich tat, was ich tun konnte. Zwei von ihnen habe ich ein wenig gewürgt, so daß sie zu Tode erschrakten, aber sie fürchteten ihren großen Juju und sagten mir nichts. Dieser Häuptling N'gama ist der größte Feigling. Wenn er mich zur Frau genommen hätte, wäre es mir wohl gelungen, ihn zum Geständnis zu bringen. Ich will ihn wieder fragen, und wenn er mich nicht zur Frau nehmen will, gehe ich zu Bosambo und erzähle ihm von diesem Schatz, denn

ich glaube, N'gama weiß, woher der kleine gelbe Becher stammt.“

Diese Worte entsprachen der Wahrheit. In N'gamas Hütte befand sich eine Schale von wunderbarer Arbeit. Kluge Leute hielten das Metall, aus dem sie gefertigt war, für Gold; aber niemand war klug genug, zu vermuten, wo N'gama sie gefunden hatte. N'saki vermutete das Richtige.

„Ich finde schon einen Weg, ihn zum Sprechen zu bringen“, sagte sie für sich.

Und schließlich sollte ihr das auch mit Hilfe zweier Männer gelingen. Der eine stammte aus Senegal, der andere von der Kruküste. Sie hatten beide in New York gelebt und waren vor kurzer Zeit in das Gebiet des Großen Stromes gekommen.

Der eine, der aus Dakar kam, hieß Fendi. Er hatte eine fast schwarze Körperfarbe wie ein Nubier und fiel schon dadurch unter den braunen Eingeborenen am Strom auf. Die französischen Behörden liebten Fendi nicht, der drei Sprachen fließend beherrschte, und da die Franzosen das Gebiet am Senegal zu ihrem Kolonialreich zählen, war das nicht ohne Bedeutung. Es war ihnen unangenehm, daß er Einfluß hatte und daß seine Geldmittel ihm erlaubten, ein luxuriöses Leben zu führen. Aber am meisten ärgerten sie sich darüber, daß er mit der westlichen Zivilisation in Berührung gekommen war. Fendi war schon in Frankreich gewesen und hatte als Boxer sowohl in Paris als auch in New York im Ring gekämpft. Aus Nordamerika hatte ihn die Einwanderungsbehörde ausgewiesen, weil er sich verschiedenes hatte zuschulden kommen lassen. Er war Mitglied einer berühmten Verbrecherbande geworden, und nach einem Feuergefecht hatte man ihn ins Hospital und von da auf einen Dampfer gebracht.

„Wenn du Nigger noch einmal versuchen solltest, in die Staaten zu kommen, sollst du was erleben“, sagte der Beamte beim Abschied warnend.

„Ich wäre sicher nicht der erste, den man heimlich niederknallen würde!“ erwiderte Fendi höhnisch.

Er besaß so viel Geld, daß er den Rest seines Lebens in Wohlhabenheit und Luxus am Großen Strom hätte zubringen können.

Gleichzeitig mit ihm wurde ein Dr. Seluki ausgewiesen, der in Liberia geboren war und in Amerika für eine große Summe den Dokortitel erworben hatte.

Nachdem die beiden in der französischen Kolonie verschiedene Reisen gemacht hatten, ließen sie sich mit anderen unliebsamen Elementen in Dakar nieder. In dem kleinen Hotel, in dem sie wohnten, trafen sie auch einen christlichen Eingeborenen, der in Amerika erzogen worden war und früher in der Mission gearbeitet hatte. Wegen Unterschlagungen war er aber entlassen worden. Dieser Mann erzählte ihnen von dem Gebiet am Großen Strom, wo man herrlich leben könne. Er kannte Bosambo und sprach auch von dem großen portugiesischen Schatz.

Fendi hörte fasziniert zu. Seluki hatte schon früher von all diesen Dingen erfahren.

Vier Wochen später kamen die beiden mit dem Postdampfer an der Mündung des Großen Stromes an.

„Sie müssen als Eingeborene zum Amtmann gehen“, hatte ihnen der Christ geraten. „Wenn Sie in europäischer Kleidung kommen und englisch sprechen, wirft Sanders Sie sofort hinaus. Auch hat es keinen Zweck, als Christen oder Missionsleute aufzutreten und davon zu sprechen, daß Sie bekehrt worden seien. Sanders kann die Hallelujanigger unter keinen Umständen leiden. Wenn Sie aber als bescheidene Eingeborene auftreten, behandelt er Sie freundlich.“

Seluki, der das Bomongo fließend beherrschte, sprach für beide, als sie vor Sanders standen.

„O Herr“, sagte er, „wir wollen unseren Vetter Bosambo

besuchen.“

Der Amtmann betrachtete sie mit einem kalten Blick, doch etwas nachdenklich.

„Du kommst, aus Liberia, und dieser Mann hier stammt aus Senegal“, erwiderte er.

Fendi war außer sich, denn er erlebte zum erstenmal, daß ein weißer Mann die verschiedenen Stämme sofort unterscheiden konnte.

„Ich will vor allem hören, warum ihr zu den Ochori gehen wollt. Es kam schon einmal ein armer Verwandter Bosambos hierher, um ihn zu besuchen, und nachher gab es Schwierigkeiten. Denn Bosambo ist nicht so reich, daß er jedem Menschen Almosen schenken kann.“

„O Herr, wir sind nicht arm“, entgegnete Seluki eifrig. „Ich habe einen Sack voll Silber und auch ein Geldbuch.“

Er zeigte dem Amtmann einen großen Beutel, der eine hübsche Summe enthielt. Die drei Kisten, die sie mit an Land gebracht hatten, wurden nicht geöffnet.

„Zieht in Frieden nach Norden“, sagte Sanders. „Aber ihr geht in ein wildes, unzivilisiertes Land, in dem viele schlechte Menschen leben. Ihr dürft mir keinen Vorwurf machen, wenn ihr das Geld in der Nacht verliert.“ Fendi mußte lächeln.

Sie mieteten Leute, die sie von Chubiri den Strom hinaufruderten, aber schon lange bevor sie zu dem Land der Ochori kamen, wußte Bosambo von ihrem Kommen. Sanders hatte ihn durch eine Taubenpost darauf aufmerksam gemacht.

Die lange Reise den Strom hinauf war in einer Beziehung von Nutzen. Fendi besaß wie alle Eingeborenen an der Küste eine geringe Kenntnis fast aller Dialekte, die am Großen Strom gesprochen wurden, und als sie ins Ochoriland kamen, beherrschte er die Bomongosprache fließend. Das Gebiet machte keinen großen Eindruck auf ihn.

„Dieses Land liegt ja direkt drei Meilen hinter dem Mond“, beklagte er sich. „Hier kann man doch kein Geld verdienen. Die Leute haben ja nicht einmal ein paar Cents. Seluki, Sie haben mich hinters Licht geführt.“

„Bis jetzt haben Sie doch noch gar nichts von den Schätzen gesehen!“

„Es ist mir aufgefallen, daß es außer den Gewehren der Soldaten hier keine Schießwaffen gibt“, sagte Fendi einen Tag vor ihrer Ankunft im Ochoriland zu Seluki.

Dieser erklärte ihm, daß keine Feuerwaffen eingeführt werden dürften.

„Das weiß ich“, erwiderte Fendi. „Aber gerade deshalb könnte man doch ein gutes Geschäft machen, wenn man hier Gewehre und Revolver verkaufte.“

Bosambos große, kräftige Gestalt machte Eindruck auf ihn, aber er ärgerte sich über den Stolz des Mannes.

„Ich sehe dich“, begrüßte der Oberhäuptling der Ochori seinen Landsmann aus Liberia freundlich. „Ich sehe dich, aber ich kenne dich nicht, und ich kann dir nichts geben. Wenn du die Nacht hier geschlafen hast, sollst du mit deinen Ruderern in deine Heimat zurückkehren. Wer bin ich denn, daß ich hungrige Leute aus Liberia durchfüttern könnte?“

„O Bosambo“, erwiderte Seluki schnell, „ich will dich um nichts bitten; ich kann dir etwas geben.“

Er klatschte in die Hände, und einer seiner Leute brachte den Sack mit Silbergeld. Er öffnete ihn sorgsam, und Bosambo blinzelte mit den Augen, als er das Silber sah.

„Jetzt sehe ich, daß du mein Freund bist“, erklärte er begeistert. „Nun sage mir, mein Bruder, ob Sandi weiß, daß du mir diesen großen Schatz schenken willst?“

Seluki war über diese Worte nicht erfreut und schluckte: „Sandi weiß, daß das Geld in meinem Besitz ist“, sagte er.

„Aber niemand weiß, daß ich es dir schenken will, denn es gehört mir. Trotzdem sollst du so viel nehmen, wie du in deinen beiden Händen halten kannst.“

Bosambo sprang sofort auf und wollte schon zugreifen, aber plötzlich hielt er ein.

„Ich will erst in meiner Hütte zu Allah beten, denn ich bin ein Anhänger des wahren Glaubens, Seluki. Ich werde den Propheten darum bitten, daß er mich leitet.“

Es dauerte einige Zeit, bis er zurückkam, aber dann ging er sofort auf den großen Sack zu und fuhr mit beiden Händen hinein, aber nicht nur mit ihnen, sondern auch mit seinen Unterarmen bis zu den Ellenbogen. Fendi hielt den Atem an, als er sah, wieviel Geldstücke der Häuptling nahm. Aus irgendeinem merkwürdigen Grunde blieb das Geld nicht nur in seinen Händen, sondern auch an seinen Armen hängen.

„O ko!“ sagte Seluki mißgestimmt.

Bosambo aber kehrte sofort zu seiner Hütte zurück, wo er das Silbergeld gut verwahrte. Dann wusch er den Gummissaft ab, mit dem er seine Arme beschmiert hatte, und als er wieder erschien, war er in der besten Laune.

„Du sollst in meiner schönsten Hütte schlafen, und heute abend werde ich einen großen Tanz für dich abhalten. Morgen früh sollt ihr beim Palaver zu meiner Rechten und zu meiner Linken sitzen, und die Einwohner des Landes sollen euch gebührend ehren. Den Beutel mit Silbergeld will ich an einem sicheren Platz verwahren.“

„Ich glaube, er ist am besten in meiner eigenen Hütte aufgehoben“, sagte Seluki mit einer gewissen Schärfe in der Stimme.

Am Abend fand ein großer Tanz zu Ehren der beiden Gäste statt, an dem auch noch zwei andere Fremde als Zuschauer teilnahmen. N'saki hatte eine lange Reise zur Stadt der Ochori gemacht, weil sie mit Bosambo ein Palaver über einen gewissen

Goldbecher abhalten wollte, der merkwürdige Ornamente trug.

Nach dem Tanz sah Fendi, daß sich ein hübsches Mädchen den Zuschauern näherte. Er war ein eitler Mann und dachte, sie käme seinetwegen. Er trennte sich deshalb einen Augenblick von den anderen, als alle Augen auf den Tanz gerichtet waren, und trat zu ihr.

„O Frau, ich bin der Mann, den du suchst.“

Hierin irrte er sich; aber N'saki war eine kluge Frau und kannte ihn. Es hatte sich schon das Gerücht verbreitet, daß er reich und mächtig sei.

„In der Nacht werde ich in der kleinen Hütte sein, die der Häuptling für mich hat bauen lassen“, sagte er. „Dort wollen wir zusammenkommen, und ich will dir von fremden Ländern und Völkern erzählen wie kein anderer.“

Zum Zeichen ihres Einverständnisses schüttelte sie den Kopf, und später ging sie zu ihm und erzählte ihm auch von N'gama und dem kleinen goldenen Becher...

Drei Tage später nahm er aus einer seiner Kisten ein Bündel, das in Tuch eingewickelt war. Vier Browningpistolen lagen darin. Er schützte vor, daß er mit Seluki und drei Trägern auf einen Jagdausflug gehen wollte. Die Träger sollten in der Nähe von N'gamas Dorf zurückgeschickt werden, aber vorher ereignete sich ein unglücklicher Zufall. Einer der Leute war ein Späher Bosambos, der seinen Herrn fortlaufend Nachrichten über das Verhalten der Fremden sandte. Er war auch sehr neugierig und hätte gern gewußt, was die kleinen Beutel enthielten, die die beiden Abenteurer auf dem Rücken trugen.

Während der Nacht öffnete er einen und entdeckte die Browningpistolen und die dazugehörige Munition. Nachdem er das erfahren hatte, beriet er sich mit seinen Landsleuten.

„O ko“, sagte er, „diese Männer tragen die kleinen Gewehre bei sich, die haha sagen. Bosambo muß das wissen.“

Während sie noch darüber sprachen und am Feuer kauerten, rollte sich Fendi auf dem Boden zu seinem Begleiter zurück und weckte ihn.

„Diese Nigger haben die Browningpistolen gesehen - wir müssen sie beiseite schaffen.“

Am nächsten Morgen erschossen Seluki und Fendi zwei Träger hinterrücks. Sie wußten überhaupt nicht, was ihnen geschah. Der dritte war der Spion Bosambos, und es gelang ihm, zu entkommen. Erst nach einer langen Verfolgung und Schießerei konnte ihn Seluki am Ufer des kleinen Flusses B'sini niederstrecken. Der Mann fiel ins Wasser, und die Fluten färbten sich rot.

Sie eilten nun zum Lagerplatz zurück und versteckten die Leichen der beiden Träger.

„Wenn uns das Weibsstück nicht verrät, können wir das Land verlassen, bevor etwas herauskommt. Die französische Grenze liegt fünfundzwanzig Meilen weiter nördlich, und ich bin doch französischer Untertan!“

N'saki wartete tatsächlich auf sie, und zwar eine Stunde Wegs von der Stelle entfernt, wo sie die Träger erschossen hatten. Neben ihr stand ihr großer, stattlicher Liebhaber, stützte sich auf seinen Speer und sagte nichts. - Aber über die ersten Worte der Frau waren die beiden entsetzt.

„Zeigt mir doch eure kleinen, kleinen Gewehre, mit denen ihr Bosambos Leute niedergeschossen habt“, sagte sie.

Fendi, der eitel war, zeigte ihr seine Browningpistole. Zu seinem größten Erstaunen nahm sie ihm die Waffe aus der Hand, und er sah, daß sie gut damit umgehen konnte.

„Ich habe diese Waffen schon früher gesehen“, erklärte sie. „Einer von Sandis Soldaten war einmal eine Woche lang mein Liebhaber, und er zeigte mir all diese Geheimnisse.“

Sie drückte den Sicherheitshebel zur Seite, entfernte das

Magazin mit den Patronen und brachte es wieder an seine Stelle, bevor sie die Pistole zurückgab. Und dann sprach sie über ihren einfachen Plan.

Bei Neumond gingen N'gama und die beiden anderen Hüter des Schatzes in den Wald. Sie stießen Flüche aus, damit die Leute, die sie verfolgten oder ihnen auflauerten, mit Blindheit geschlagen würden. Auch sollten sie von großen schrecklichen Ungeheuern gefressen werden.

„N'gama geht noch in dieser Nacht in den Wald“, sagte sie. „Wir wollen hier ruhen und warten, bis die Bäume ihre Zweige zur Erde senken und schlafen gehen. Dann werde ich euch den Weg zeigen.“

Als die Sonne unterging, und die Schatten der Bäume größer und länger wurden, gingen sie voraus. Bald brach die Nacht herein, und der Neumond war aufgegangen, als sie an ihrem Ziel anlangten. Sie kauerten sich in der Nähe des Waldpfades nieder, den N'gama und die beiden anderen entlangkommen mußten.

Pünktlich auf die Minute tauchten drei Gestalten aus dem Dunkel auf und verschwanden wieder. N'saki und die beiden Fremden folgten ihnen geräuschlos. Eine ganze Stunde lang gingen sie weiter, bis sie an einen kleinen Hügel kamen, an dem drei Bäume standen. Am Fuße hielten N'gama und seine beiden Gefährten an und verrichteten geheimnisvolle Riten. Sie wären auch wieder fortgegangen, wenn nicht Fendi und seine Begleiter ihnen in den Weg getreten wären.

„Nun sagt mir“, begann Fendi, als die drei alten Leute gefesselt waren, „wo all diese schönen Schätze verborgen sind.“

Er folterte sie die ganze Nacht auf die verschiedensten Methoden. Einer der Männer starb, aber die beiden anderen schwiegen und verrieten nichts.

„Wir müssen von ihnen ablassen, damit sie sich erholen“, sagte Fendi zu Seluki. „Vielleicht verrät einer von ihnen heute abend das Geheimnis.“

„Was wollen wir aber mit der Frau machen?“ fragte Seluki auf englisch.

Fendi sah über die Schulter zu ihr und ihrem Liebhaber hinüber.

„Die müssen auch ins Gras beißen.“

Es dauerte aber noch drei Tage, bevor der letzte Überlebende der drei Hüter des Schatzes das Geheimnis preisgab. Dann gruben Fendi und seine Begleiter sechs Stunden lang ein Loch in die Erde und entdeckten die Schätze eines vergessenen afrikanischen Klosters, das von portugiesischen Seeräubern geplündert worden war. Sie fanden Schalen, Kelche, goldene Gefäße und mehrere Säcke voll Goldmünzen.

Der Liebhaber der Frau half nicht beim Graben, aber er trug die Schätze zu dem Fluß hinunter, der in französisches Gebiet ging. Er ließ sich auch herbei, ein großes Kanu in einem Dorf oberhalb des Flusses zu stehlen, und sie luden alle Schätze in das Boot.

„Jetzt ist alles in bester Ordnung“, sagte N'saki. „Ich will euch eine Insel zeigen, wo wir uns verstecken können.“

„Das wollen wir tun“, erwiderte Fendi. „Aber erst gehen wir noch einmal zurück und sehen nach, ob wir nicht etwas zurückgelassen haben.“ - Die vier gingen zu der Grube zurück.

„O Mann“, sagte Fendi zu N'sakis Liebhaber und packte heimlich seine Pistole, „sieh gut nach, ob wir nicht noch irgendein Stück vergessen haben.“

Der Eingeborene neigte sich weit über den Rand, und in diesem Augenblick erschöß ihn Fendi von hinten. Als er sich dann umwandte, um auch die Frau zu töten, war sie verschwunden. Er sah nur noch, daß sich Gräser und Zweige bewegten, und feuerte zweimal in die Richtung. Als er dann hineilte, war sie nicht da, und sie konnten sie auch nirgends finden.

„Das ist allerdings sehr unangenehm“, meinte Fendi. „Wir müssen sie auf jeden Fall abfassen, bevor sie den Fluß erreicht.“

Als er seinen Rucksack öffnete, machte er eine unliebsame Entdeckung.

„Wo ist denn der vierte Browning?“ fragte er, und eine unheimliche Ahnung stieg in ihm auf. Er mußte an den Liebhaber N'sakis denken, der ihr den Gebrauch der Waffe erklärt hatte.

Wieder ging er zu der Stelle, wo sie verschwunden war. Seluki folgte ihm auf den Fersen.

„Ich sehe euch!“ hörten sie plötzlich eine harte Frauenstimme.

N'saki stand so dicht neben ihnen, daß sie nicht fehlen konnte...

Sanders erhielt eine Nachricht durch Taubenpost. Bones wurde daraufhin mitten in der Nacht geweckt und mit der ‚Zaire‘ und zwanzig Soldaten stromauf geschickt. Tag und Nacht war er unterwegs und machte nur an den Plätzen halt, wo Feuerholz gestapelt lag. Schließlich kam er zur Stadt der Ochori, wo Bosambo schon auf ihn wartete. Der Häuptling machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Mein Herr Tibbetti, es sind Feuerwaffen im Lande“, sagte er. „Die beiden Männer, die ihr nach oben geschickt habt, suchten nach dem Schatz und erschossen meine Leute. Und da Sandi uns geboten hat, nicht gegen Leute mit Feuerwaffen zu kämpfen, habe ich die Botschaft gesandt und gebeten, daß du zu uns heraufkommen solltest.“

Zwei Regimente Speerleute standen zum Aufbruch bereit, und Bosambo marschierte neben Bones durch die Wälder der Ochori, bis sie zu dem Dorf N'gamas kamen. Aber N'gama war nicht mehr dort. Als man die Gegend absuchte, fand man seine Leiche, und Leutnant Tibbets ließ sich zu der Stelle führen. Sie sahen, daß dort die Erde aufgegraben war.

„Laß deine jungen Männer mit ihren Speeren weitergraben“, sagte Bones.

Nach kurzer Zeit fanden sie Fendi und seinen Freund, aber sonst nichts.

„Die beiden sind erschossen worden“, sagte Bosambo. „Hier sind die kleinen Feuerwaffen.“

Vier Browningpistolen wurden in der Grube entdeckt. N'saki hatte keine weitere Verwendung dafür, denn sie ruderte in einem schwerbeladenen Boot nach der französischen Grenze und sang ein Lied über ihren toten Liebhaber und die Schätze, die ihr viele neue Liebhaber zuführen würden.

## ***XI. Das Geschenk***

D'mini, das Tanzmädchen, machte viele Leute glücklich. Durch ihre Kunst erfreute sie den alten König, der jenseits der Geisterberge herrschte. Abends saß er vor seiner schönen großen Hütte bei einem hellen Feuer und nickte schläfrig ein. Aber es bedeutete Tod für seine Führer und Unterhäuptlinge, ja selbst für seine Frauen, wenn sie wagten, zu niesen. Noch schwerere Strafen trafen eine Tänzerin, die nicht tanzte, wenn er plötzlich aufwachte. So war denn D'mini gezwungen, den ganzen Abend unaufhörlich zu tanzen, bis sie fast atemlos zusammenbrach.

Sie schenkte sich M'suru, dem Heerführer des alten Königs, der stolz, hartherzig und eitel war. Er nahm alles, was sie ihm geben konnte, und zeigte ihr dann sein breites Jagdschwert mit der scharfen Spitze. Gleichzeitig sagte er ihr, was passieren würde, wenn sie von ihrer Freundschaft zu anderen Leuten spräche. Felle und Ebenholz, die sie als Belohnung erhielt, schenkte sie einer alten Frau, die sich um sie kümmerte und die sie für ihre Mutter hielt. Und diese Frau erzählte ihr dafür wunderbare Geschichten, von denen sie träumen konnte.

Ausgestreckt auf ihr weiches Lager, lauschte D'mini mit geschlossenen Augen..

„.... calacala, vor unendlich langer Zeit kam der weiße König über die Geisterberge, und mit ihm kam ein großer, schlanker Häuptling, der ein glänzendes Auge hatte. Ihn nannten die Leute Tibbetti, und selbst der alte König fürchtete ihn. Und im Lande des weißen Königs, den sie Sandi nennen, herrscht ein mildes und freundliches Regiment. Der König gestattet nicht, daß eine Frau geschlagen oder ein Mann während der Nachtzeit heimlich ermordet wird... und der große, schlanke Häuptling mit dem glänzenden Auge ist sein Sohn, und er ist sehr schön - das heißt, so schön, wie weiße Menschen überhaupt sein können - und er ist sehr lieb und gut zu Frauen..“

D'mini träumte gern, weil die rauhe Wirklichkeit ihr Leben betrübe und verbitterte. Aber sie ertrug alles und dachte im stillen immer an den großen weißen König und seinen schönen Sohn. Einmal wurde der alte König wütend und ließ sie auspeitschen, weil sie zu nachlässig getanzt hatte. Da richtete sie ihre Wünsche und Sehnsucht auf Sandis Sohn, der so gut zu Frauen war.

Eines Tages kam ihr Bruder, der in einem fernen Dorf lebte, zu ihr und sprach harte Worte gegen den alten König. Die Soldaten ergriffen ihn und töteten ihn unter Folterqualen..

M'suru sprach weder an diesem Abend noch an dem folgenden zu ihr, und als sie vor dem alten König tanzen wollte, wurde sie von seinen Ratgebern fortgeschickt. Da wußte sie, daß sie nicht mehr lange leben würde.

Im Dunkel der Nacht nahm sie ein Boot und ruderte den schnellen Fluß hinunter. Als sie an die Stromschnellen kam, die kein Ruderer passieren kann, stieg sie an Land und wanderte zu Fuß über die hohen Berge, die in den kalten Monaten mit weißem Staub bedeckt sind.

Jenseits breitete sich das Land aus, in dem der weiße König herrschte und sein Sohn mit dem glänzenden Auge, der lieb und gut zu Frauen war...

„Am Ersten des nächsten Monats, mein lieber, alter Ham und Kamerad“, verkündete Bones anscheinend gleichgültig, „ist mein Geburtstag!“

„Wir wollen lieber bei der Sache bleiben und das Unterzeug zahlen!“ entgegnete Hamilton eisig kühl.

Die beiden saßen in dem drückend heißen Lagerschuppen. Auf langen Bänken und Tischen waren Kleidungs- und Uniformstücke ausgebreitet, die der Truppe ausgegeben werden sollten: Hemden, Khaki-Hosen, Drillichjacken, Stiefel, Tropenhelme, Gamaschen und andere Dinge, die ein Soldat während seiner Dienstzeit benötigt.

Bones seufzte schwer.

„Warum schicken Sie nicht eine Nachricht an die vorgesetzte Behörde und teilen mit, daß wir sie gefunden haben, mein lieber Ham? Wenn wir sagen, daß wir neunundsechzig Paar Unterhosen haben, und der entsetzliche Zahlmeister schreibt, wir hätten nur neunundvierzig, so müssen sich die Leute beim Generalgouvernement doch furchtbar freuen? Wenn ich an ihrer Stelle wäre und erführe, daß jemand zwanzig Paar Unterhosen mehr hat, als er haben sollte, würde ich ihm sofort ein Telegramm schicken: ‚Machen Sie so weiter, mein Lieber.‘ „

„Sie leichtsinniger Windhund, wir haben doch gar keine überflüssigen Vorräte! Ich bin fest davon überzeugt, daß wir genau die Anzahl von Uniformstücken auf Lager haben, die uns geschickt worden ist. Sie haben einfach nicht richtig nachgezählt oder sonst einen Rechenfehler gemacht -“

Hamilton war mit Recht ungeduldig und aufgebracht.

„Warum machen wir uns dann noch die Mühe, wenn Sie es doch genau wissen?“ fragte Bones empört. „Dann ist doch alles gut! Schicken Sie dem alten Inspektor einen Brief: ‚Sehr geehrter Herr, in Beantwortung Ihres letzten Schreibens teile ich Ihnen mit, daß die Anzahl der Unterhosen genau stimmt. Alles ist in bester Ordnung und Gesundheit. Grüßen Sie die liebe Tante, küssen Sie das Baby. Mit herzlichem Gruß Bill.‘ „

Hamilton setzte sich auf einen Stuhl und trocknete seine schweißbedeckte Stirn.

„Es wäre besser, man bände einen Mühlstein um Ihren Hals und versenkte Sie im Meer, wo es am tiefsten ist!“

Nach langem Suchen fand Hamilton endlich den Fehler. Es war aber keine Kleinigkeit, Bones' unleserliche Berichte in den Büchern durchzustudieren. Es stellte sich heraus, daß Bones die Größe der Beinkleider zu der Anzahl hinzuaddiert hatte.

Obwohl Leutnant Tibbetts am nächsten Tag keinen Geburtstag hatte, fand er doch beim Frühstück einen alten,

vertrockneten Kuchen an seinem Platz, den irgendwelche gute Bekannte Hamilton vor einigen Monaten zugeschickt hatten. Sieben große Kerzen brannten darauf.

„Ich habe Ihnen das als Vorfreude geschenkt“, erklärte der Captain. „Die Lichter sollen nicht die Anzahl Ihrer Jahre angeben, sondern nur dem Wunsch Ausdruck verleihen, daß Ihnen endlich einmal ein Licht aufgehen soll.“ Bones war verletzt, nahm den Kuchen und schleuderte ihn in hohem Bogen durch die Tür auf den Exerzierplatz hinaus.

Er blieb sehr schweigsam, und erst als sie am kühlen Abend auf der Veranda saßen und Kaffee tranken, machte er den Mund wieder auf.

„Ich werde jetzt ein neues Leben beginnen, mein lieber alter Ham. Ich werde nicht mehr leichtsinnig und frivol sein. Geben Sie mir nicht recht, Exzellenz?“

„Ich bin vollkommen Ihrer Meinung“, sagte Sanders, der an etwas ganz anderes dachte.

„Ich werde mein Banjo und mein Saxophon verbrennen und einen Kurs in Buchführung nehmen. Erst gestern habe ich eine Annonce gelesen, nach der man das ganze Fach in dreizehn Stunden beherrschen kann.“

„Das ist aber eine Unglückszahl“, bemerkte Hamilton ironisch.

„Von jetzt an wird mein Leben nur noch der Pflicht geweiht sein“, entgegnete Bones fest entschlossen. „Ich habe schon einen neuen Lebensplan ausgearbeitet. Hören Sie zu: Von 7-8 schwedische Gymnastik, von 8-9 Militärrecht, von 9-11 Buchführung, von 11-1 Dienst, je nachdem er von meinen Vorgesetzten verlangt wird. Dann folgt eine Pause von einer Stunde für das Mittagessen, aber vielleicht auch weniger. Von 2-4 Strategie und Taktik, von 4-4.30 eine einfache Tasse Tee, bestenfalls eine dünne Schnitte Brot mit Butter. Von 4.30-7 Biologie, Zoologie oder sonst ein allgemein bildendes Fach. Um

8 Uhr unweigerlich Betruhe.“

„Mir wäre es viel lieber, Sie setzten sich ein paar Stunden auf den Hosenboden und lernten einmal richtig und ordentlich schreiben, damit man Ihre unglaubliche Klaue lesen kann!“ brummte Hamilton.

„Das werde ich natürlich auch tun“, rief Bones. „Das bedeutet dann eben ein paar Stunden weniger Schlaf und ein paar Stunden früher aufstehen. Aber selbstverständlich mache ich das, schon um Ihretwillen, Ham.“

Er bückte sich rasch, weil Hamilton ein dickes Buch nach ihm warf.

Einige Tage lang hielt sich Bones mehr oder weniger an das aufgestellte Programm. Jedenfalls blieb er nachmittags von 2 bis 5 unsichtbar. Auch an anderen Stunden des Tages ließ er sich wenig sehen, und zwar gerade dann, wenn Hamilton ihn am meisten brauchte. Aber merkwürdigerweise blieb er ernsthaft dabei, und als Hamilton einmal dazukam, wie Bones freiwillig eine Abteilung Haussas im Bajonettfechten unterrichtete, hatte er tatsächlich den Eindruck, daß ein neuer Lebensabschnitt für Leutnant Tibbetts begonnen hatte.

Aber wie Hamilton einmal richtig bemerkte, änderte sich Bones' Lebensanschauung alle drei Tage, und man konnte nie wissen, was der nächste Morgen bringen würde.

M'suru-B'langa, der Führer des alten Königs, der jenseits der Geisterberge wohnte, kam mit zwanzig Kriegeren ins Land der Ochori, denn er verfolgte das Tanzmädchen D'mini. Er kümmerte sich nicht um Grenzen, aber Bosambo achtete scharf auf die Einhaltung der gültigen Gesetze. Mitten im Wald stieß Bosambo mit seinen Jägern auf die Schar und sah den Fremden mit bösen Blicken an.

„O Bosambo, ich sehe dich“, sagte M'suru so gleichgültig, als ob er mit einem Gleichgestellten spräche. „Habt ihr hier nicht ein Mädchen gesehen?“

„Wessen Hund bist du eigentlich?“ fragte Bosambo von oben herab.

M'suru richtete sich zu seiner vollen Größe auf.

„Ich bin M'suru, der dicht neben dem Thron des großen Königs steht.“

Bosambo konnte sehr ironisch und sarkastisch werden.

„O ko, das ist gut, denn jetzt stehst du in der Nähe des Königs der Ochori. M'suru, nur meine Leibgarden dürfen zu mir sprechen mit dem Speer in der Hand.“

M'suru zögerte. Er kannte die vielen Gerüchte, die jenseits der Geisterberge über Bosambo umliefen, und er wußte, daß dieser Mann schnell im Töten war und sich weder vor Königen, Geistern noch Teufeln fürchtete. Prüfend glitt sein Blick über die muskulöse Gestalt des Häuptlings, dann legte er langsam den Speer zu seinen Füßen nieder. Seine Leute folgten dem Beispiel ihres Führers.

„Nun sollst du mir sagen, M'suru, warum du mit deinen Speerleuten in mein schönes Land gekommen bist, denn ich will ein Buch machen und es meinem Herrn Sandi schicken. Setze dich nieder!“

M'suru kochte vor Wut, aber er setzte sich. Sonst durfte nur der König seines eigenen Landes zu ihm sagen: ‚Setze dich‘ oder ‚Stehe auf‘, und er war ein stolzer Mann.

„D'mini hat böse Worte gegen den König gesprochen, weil er ihren Bruder zu Tode foltern ließ. Auch ist sie eine Hexe, denn wenn sie tanzt, müssen alle Männer tanzen. Deshalb bin ich hergekommen, um sie zu fangen und sie meinem Herrn zurückzubringen, damit er sie tötet.“

Bosambo sah den Sprecher lange an, bevor er antwortete. „Wenn du alle Frauen töten willst, die die Männer tanzen lassen, wird die Welt aussterben, denn es wird keine lebendigen Frauen mehr geben“, erwiderte er dann trocken. „Gehe zurück in dein

Land, M'suru, dieses Gebiet gehört meinem König, der keine Frauen tötet und keine Männer zu Tode foltert. Das Palaver ist aus.“

M'suru erhob sich und nahm seinen Speer auf.

„Das will ich tun, Bosambo“, sagte er.

Seine Stimme klang fast demütig, und sein Benehmen war gehorsam. Bosambo, der sich von dieser plötzlichen Unterwürfigkeit nicht beeindruckt ließ, hob den Schild bis zum Kinn.

M'suru drehte sich um, und dem Brauche gemäß tat Bosambo dasselbe, denn es ist seit undenklichen Zeiten ein Gesetz, daß Feinde, oder solche, die es vielleicht später werden können, sich gleichzeitig den Rücken kehren müssen, wenn sie im Guten voneinander scheiden.

„Nimm dich in acht“, hörte Bosambo plötzlich eine furchterfüllte Frauenstimme aus nächster Nähe. Er fuhr herum und sah, daß M'suru den Speer gegen ihn schleuderte. Mit der Mitte des Schildes fing er ihn auf, und als sich M'suru dann zur Flucht wandte, traf ihn Bosambos Speer zwischen den Schulterblättern, und er starb sofort.

„Verfolgt die Hunde“, rief Bosambo seinen Leuten zu, als die anderen im Gebüsch verschwanden. Dann wandte er sich um. „Komme zu mir, o Mädchen“, sagte er.

Das hohe Gras bewegte sich, und D'mini, die Tänzerin, kam zum Vorschein.

Sie war sehr schlank und schön und trug weder Kleider noch Gürtel. Ihre Nase war dünn und gerade wie die der Araber, und ihr Haar war schlicht und lang. Mit großen Augen sah sie Bosambo an, ohne sich im geringsten zu fürchten.

„Ich bin D'mini von dem Volk des großen Königs“, sagte sie, „und ich suche den schönen, schlanken Sohn deines Königs, der lieb und gut zu Frauen ist und den sie Tibbetti nennen.“

Bosambo schaute sie erstaunt an.

„O Mädchen, Tibbetti ist nichts für dich. Aber ich werde ein Buch mit deinen Worten an meinen Herrn Sandi schicken, damit er weiß, was er mit dir tun soll. Später will ich dich in einem Boot zu seinem schönen Haus schicken, damit er über dein Geschick entscheiden kann.“

Als Bosambos Leute von der Verfolgung zurückkehrten, konnten sie nur einen blutigen Speer zeigen. Bosambo kehrte nach dem kleinen Dorf der Ochori zurück, das er am Morgen verlassen hatte, und sandte von da aus einen Läufer in seine Hauptstadt. Der Mann trug ein dünnes Blatt Papier, auf das Bosambo die Nachricht geschrieben hatte, und eine Brieftaube brachte die Botschaft zur Mündung des Stroms. Mit knapper Not entrann sie dem Tod, denn sie wurde von einem Habicht verfolgt.

Sanders lag halb schlafend in seinem Korbstuhl, als die Mitteilung ankam. Bald darauf alarmierten laute Trompetensignale die Garnison, denn der Amtmann kannte den großen König, der jenseits der Geisterberge regierte.

Bosambo traf diesmal kein Tadel; er hatte nach den Landesgesetzen gehandelt und M'suru in Selbstverteidigung erschlagen. Aber der große König war ein Fremder und unterstand nicht Sanders' Gerichtsbarkeit. Wenn es Krieg mit ihm gab, so bedeutete das Komplikationen mit anderen europäischen Großmächten. Und der Krieg war unvermeidlich, denn der große König, der der Sage nach älter war als die Welt, verfügte über viele gut ausgebildete Kampftruppen.

„Immer muß durch diese dummen Frauen Krieg kommen!“ sagte er ärgerlich. „Schicken Sie Nachricht an Bosambo, daß er mit Bones an der Vereinigung der Flüsse zusammentreffen und D'mini mitbringen soll.“

„Wird es sehr schlimm werden?“ fragte Hamilton.

„Fünftausend Patronen und zweihundert Schrapnells kostet

die Sache. Wir wollen uns nicht verhehlen, daß die Lage ernst ist. Bones soll mit der ‚Wiggle‘ vorausfahren, wir kommen mit den anderen Truppen nach. Wenn wir gleich zu Anfang unsere ganzen Mannschaften aufmarschieren lassen, schmeicheln wir dem alten Teufel zu sehr.“ Bones war gerade mit seinen Nachmittagsstudien beschäftigt, hörte die Trompetensignale nicht und wußte nichts von Kriegsgefahr. Er hatte einen Yorkshire-Pudding zu Mittag gegessen, und dieser ist schon in kaltem Klima ein ausgezeichnetes Schlafmittel.

Hamilton fand ihn in seiner Hütte, auf dem Bett ausgestreckt. Bones trug einen purpurroten Schlafanzug, der mit einem gelben Zickzackmuster geschmückt war. Über seinen nackten Füßen lag ein Moskitonetz.

„Stehen Sie auf - gürtен Sie Ihre Lenden!“ rief Hamilton dem Schläfer zu. - Bones blinzelte.

„Alles in bester Ordnung“, sagte er heiser, als er die Füße auf den Boden setzte. „Ich habe tief nachgedacht, mein alter Ham - durchaus nicht geschlafen, nur nachgedacht. Was ist denn eigentlich heute morgen los?“

„Es ist doch schon Nachmittag! Sie müssen sofort zu Sanders kommen.“

Verwirrt zog Bones seine Moskitostiefel an.

„Bin stets dienstbereit“, sagte er entschlossen. „Man kann ja doch nur einmal sterben. Persönlich wäre es mir allerdings lieber, wenn man es öfter könnte, denn dann würde man sich allmählich daran gewöhnen. Sie müssen wirklich zugeben, daß ich ein kaltblütiger Philosoph bin.“

Er verschwand im Nebenraum, und Hamilton hörte, wie er sich wusch und die Zähne putzte. Ein paar Minuten später erschien er, notdürftig bekleidet.

„Entsetzlicher Anblick“, erklärte Hamilton. „Wie kann man nur so dürr und knochig sein!“

Der alte König hegte einen tiefen Groll gegen Sanders und seine Regierung, und es war schon mehrmals zu blutigen Zusammenstößen zwischen ihnen gekommen. Einmal hätte der Krieg mit der Absetzung des großen Königs geendet, wenn sich nicht verschiedene europäische Mächte eingemischt hätten. Jede Regierung beanspruchte sein Land für sich, und so blieb der alte König unabhängig und wurde von Jahr zu Jahr anmaßender und unverträglicher. Einmal hatte Sanders ihn zu einem Palaver gebeten, um verschiedene Streitpunkte zu besprechen, aber der König mißachtete die Botschaft und schickte erst viel später eine freche Antwort.

Als ihm M'surus Tod gemeldet wurde, verlor er keine Zeit. Innerhalb von achtundvierzig Stunden hatten seine Kriegstrommeln zwei Regimenter Speerleute zu den Waffen gerufen. Sie marschierten zu dem Paß, der über die Geisterberge führt.

Er befand sich in einer unangenehmen Lage. Die nördlichen Ochori waren ihrem Oberhäuptling nicht freundlich gesinnt und standen auf Seiten des alten Königs. Im Laufe der Zeit hatten sich Handelsbeziehungen zwischen den beiden Stämmen angebahnt, und er durfte die Leute nun nicht aufsässig machen.

Ein feindlich gesinntes Volk konnte in der Nähe des Passes gefährlich werden. Er durfte also seine Truppen nicht durch das Ochoriland marschieren lassen, und er kannte die Grenze zwischen dem ihm wohlgesinnten und dem ihm feindlichen Teil der Bevölkerung nicht genau. Seine Regimenter marschierten daher am Fuß der Berge entlang, bis sie an den Großen Strom kamen. Sie umgingen die Stromschnellen und fingen die Boote, die von oben heruntergelassen wurden, unten auf.

Das erste Regiment hatte die Grenze noch nicht überschritten, als Bosambo schon Nachricht von der Annäherung feindlicher Streitkräfte erhielt. Er mußte drei Stunden mit *dem* Boot fahren, um Bones an der verabredeten Stelle zu treffen, und er wartete bereits an der Vereinigung der beiden Flüsse, als die kleine

„Wiggle“ in Sicht kam.

„Mein Herr Tibbetti, es gibt viel Schwierigkeiten wegen dieses Tanzmädchens“, sagte der Häuptling.

Er brachte D'mini mit an Bord. Sie stand zur Seite und wurde von den Soldaten bewacht. Mit dem größten Interesse betrachtete sie den jungen, weißen Offizier, der sich überhaupt nicht um sie kümmerte.

Wenn Bones theoretisch in Taktik und Strategie geprüft wurde, waren seine Kenntnisse nie sehr groß, aber wenn man ihn mitten in die Wirklichkeit stellte, leistete er Hervorragendes. Er gab seine Anordnungen und Befehle kurz und mit großer Bestimmtheit. Bosambo, der gewohnt war, sich nach seinen Worten zu richten, lauschte gespannt und schrieb sich alles auf.

Bones schickte eine Abteilung über den Fluß hinüber, die die Feinde an der Stelle aufhalten sollte, wo der Fluß ein enges Bett hatte. Er ließ auch viele alte Boote mit Ketten zusammenbinden und versperrte damit den Strom. Dann schickte er ein Ochoregiment mit einer kleinen Truppe Haussasoldaten und mit einem Maschinengewehr zu einer Bodenerhöhung, der einzigen Stelle, an der die Streitkräfte des großen Königs landen konnten.

Der feindliche Befehlshaber war der Häuptling Mofolobo, der Jäger des alten Königs, ein sehr kluger und schlauer Mann, der sich die letzten Befehle seines Herrn wohl gemerkt hatte.

„Schlage die Ochori vernichtend und bringe mir D'mini zurück, bevor Sandi und seine Soldaten kommen. Wenn aber Sandi oder einer seiner Unterführer mit Haussasoldaten bei Bosambo ist, so sollst du sie nicht angreifen. Suche D'mini durch List in deine Gewalt zu bekommen und lasse heimlich den Führer der Weißen ermorden. Dann werden die Herzen der Soldaten wie Wind sein und wie Wasser im Strom. Führe meine Befehle aus, aber es soll niemand wissen, daß dies ein Anschlag des großen Königs ist.“

Die Späher Mofolobos kamen in der Nacht zu der Bootssperre und brachten ihrem Führer Nachricht. Daraus ersah er, daß der weiße Mann und seine Soldaten schon den Strom heraufgekommen waren. Er zog also seine Boote zurück und schickte nur ein schnelles Kanu vor, das mit verwegenen Kriegerern bemannt war.

Am Abend ließ Bones D'mini kommen. Sie wandte den Blick nicht von ihm, sobald sie in seiner Nähe war, und saß ehrfurchtsvoll vor ihm, hypnotisiert durch die Größe seiner Erscheinung und seiner Macht.

„O D'mini“, sagte Bones, „um deinetwillen entbrennt ein großer Krieg, und viele Männer werden sterben.“

„O mein Herr, das wird nicht geschehen“, erwiderte sie, „denn der alte König sagte oft, daß er seine Krieger nicht gegen deinen König Sandi schicken will, weil er früher viel Verdruß davon gehabt hat. Auch kenne ich das Herz von M'suru.“ Sie zitterte. „Er war dem König sehr nahe.“

Bones sah sie interessiert an.

„Was soll ich mit dir machen?“ fragte er. „Du gehörst zu keinem der Völker am Großen Strom.“

Sie atmete schnell, und ihre großen Augen leuchteten auf.

„Mein Herr Tibbetti, laß mich deine Dienerin sein. Ich will für dich arbeiten und deinen Garten bestellen.“

„Wir wollen morgen weiter darüber sprechen“, sagte er und fragte sie noch über den alten König aus.

Bevor die Sonne unterging, verließ er das Schiff, um die Posten zu kontrollieren, und fand, daß Bosambo schon für alles gesorgt hatte.

„Tibbetti“, sagte der Häuptling, „ich habe erfahren, daß der alte König nicht gegen dich kämpfen wird, weil du ein weißer Mann bist. Aber er wird versuchen, mit List zu erreichen, was ihm nicht im offenen Kampf glückt. Bringe dein Schiff deshalb

nahe ans Ufer, wo meine Soldaten ein Lager aufgeschlagen haben und schlafen. Dann kann dir kein Unheil zustoßen.“

Aber Bones lehnte das entschieden ab. Bosambos Soldaten lagen an einer Bucht im Fluß, und er wollte nicht an einer Stelle angegriffen werden, wo er kein freies Schußfeld hatte. Er ließ im Gegenteil die ‚Wiggle‘ an der Spitze einer Halbinsel vertäuen, und bevor er zu Bett ging, stellte er noch Posten an den markantesten Punkten aus.

„Wo ist denn D'mini?“ fragte er Abibu. Er glaubte bestimmt, daß sie an Land gegangen wäre.

„Mein Herr Tibbetti, sie sitzt vor deiner Tür und will nicht fortgehen.“

Bones fand sie dort, und auch er konnte sie nicht überreden, ans Ufer zu gehen und dort zu schlafen. Er hätte aber darauf bestanden, wenn sie ihm nicht erklärt hätte, warum sie in der Nähe des Führers bleiben und nicht zu den Soldaten gehen wollte. Schließlich ging er in seine Kabine, und als er die Tür schloß, lehnte sie sich dagegen.

„Verflucht unangenehm“, sagte Bones und legte seine beiden Browningpistolen auf den Tisch neben seinem Bett. Dann streckte er sich auf sein Lager aus und war in der nächsten Minute fest eingeschlafen. - Nicht einmal die aufgestellten Posten und Schildwachen hörten oder sahen das dunkle Boot, das im Schatten den Strom herunterkam.

„Das Mädchen kann ich nicht in meine Gewalt bekommen“, sagte Mofolobo zu seinem Vertrauten, „aber der junge Mann mit dem glänzenden Auge schläft in der Mitte seines großen Kanus.“

Bones schlief friedlich. Es mußte ein leises, kaum wahrnehmbares Geräusch entstanden sein, denn er begann zu träumen. Es war sein Geburtstag. Dieser Tatsache war er sich selbst im Schlaf bewußt. In der Residenz war große Gesellschaft, und alle hatten Geschenke mitgebracht. Aber was

für seltsame Leute kamen zu der Feier? Da war der alte Pfarrer von Guildford, sein Hauslehrer und der Feldwebel, der ihn als Kadett in Sandhurst so unverschämt gedrillt hatte. Sie saßen alle rund um den Tisch, und vor jedem lag ein kostbares Geschenk... blitzende Diamanten..

„An Diamanten liegt mir aber nichts“, murmelte Bones und richtete sich plötzlich auf.

Mit Bewußtsein hatte er nichts gehört, aber sein Unterbewußtsein ließ ihn die Gefahr ahnen. Er war sofort vollkommen wach und schlich sich mit der Pistole in der Hand zur Tür. Dann fielen kurz hintereinander zwei Schüsse, und man hörte das Geräusch geschäftiger Ruderer im Wasser.

„Die wollten mir anscheinend ein Geburtstagsgeschenk bringen“, sagte Bones und öffnete die Tür. Etwas fiel gegen seine Beine, und als er das Licht andrehte, sah er in die brechenden Augen D'minis, der Tänzerin, die ihm das Leben gerettet hatte.

## ***XII. M'gala, der Verfemte***

Major Commeder Banks, Generalinspektor der afrikanischen Kolonien, war ein nervöser, aufgeregter Mann. Er war stattlich und breitschultrig und hatte blonde Haare. Wäre er nicht so korpulent gewesen, so hätte man ihn fast mit einem Apollo vergleichen können.

Niemand wußte Genaueres von ihm. Es war nur bekannt, daß er ein großes Vermögen besaß, früher Armeemoffizier gewesen war und viermal geheiratet hatte. Die Leute, die das Unglück hatten, in nähere Berührung mit ihm zu kommen, verstanden sehr gut, daß seine Frauen schnell hintereinander wegstarben. Er war gemein, brutal und hochmütig, und es machte ihm Vergnügen, seinen Untergebenen das Leben zu verbittern.

Als Sanders die Nachricht erhielt, daß Major Commeder Banks zu einer Inspektion kommen würde, machten Bones und Hamilton lange Gesichter, denn der Generalinspektor war sowohl Vorgesetzter der Zivil- als auch der militärischen Beamten.

„Heute abend wollen wir uns aber einmal an die Arbeit machen und alle Kompanieabrechnungen durchsehen, Bones“, sagte Hamilton ernst. „Ich helfe Ihnen, und Sanders stellt Ihnen sicher seinen Schreiber zur Verfügung, wenn Sie ihn darum bitten.“

„Überlassen Sie nur alles dem lieben, guten Bones“, erwiderte Leutnant Tibbetts, aber seine Worte klangen nicht sehr überzeugend. „Dieser alte, niederträchtige Banks wird mich nicht aus der Fassung bringen, mein alter Ham.“

„Aus der Fassung wird er Sie nicht bringen, aber er wird Sie umbringen!“

In der heißen Tropennacht saßen Hamilton und Bones zusammen und versuchten, im Rechnungsbuch Ordnung zu

schaffen, und als es schließlich nach unendlicher Mühe gelungen war, bot es einen kläglichen Anblick.

„Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ein neues Buch anzulegen. Wir müssen ein paar Schreiber Tag und Nacht an die Arbeit setzen, und wenn der gestrenge Vorgesetzte dann kommt, haben wir nichts zu befürchten.“

Aber der gestrenge Vorgesetzte kam einen Tag zu früh. Commeder Banks besaß eine eigene kleine Dampfjacht, und es machte ihm ein besonderes Vergnügen, schon am Dienstag in seinem Amtsbezirk zu erscheinen, wenn man ihn erst am Freitag erwartete. - In seiner Begleitung befand sich eine schlanke, blasse junge Dame mit ängstlichem Gesichtsausdruck.

„Also, Sie sind Hamilton?“ sagte er mit lauter Stimme und schüttelte die ausgestreckte Hand des Haussa-Captains nachlässig. „Und das ist Tibbetts?“

„Freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, mein lieber, alter Inspektor“, erwiderte Bones. „Ebenso die Bekanntschaft Ihrer netten, liebenswürdigen Tochter -“

Banks' Gesicht wurde dunkel wie eine Gewitterwolke.

„Das ist meine Frau“, sagte er böse. „Und was fällt Ihnen eigentlich ein, mich ‚lieber, alter Inspektor‘ zu titulieren? Die Disziplin scheint hier ja vollkommen abhanden gekommen zu sein, Sanders!“

„Mr. Sanders“, entgegnete der Amtmann ruhig.

Einen Augenblick maßen sie sich. Aber die wässerigblauen Augen des Inspektors unterlagen den stahlharten Augen von Sanders. Zum erstenmal in seinem Leben fühlte sich Major Banks nicht wohl.

„Emmie“, wandte er sich zu der nervösen jungen Dame, „ich möchte dir Mr. Sanders, Tibbetts und Hamilton vorstellen.“ Dann drehte er sich um und ging vor Sanders die Verandatreppe hinauf.

Das Mittagessen war für alle Beteiligten sehr unangenehm, nur Major Banks machte eine Ausnahme. Er sprach unaufhörlich, unterhielt sich aber niemals mit Bones. Dieser junge Mann hatte ihn offenbar so tief beleidigt, daß er ihm nie verzeihen würde. Und Bones' Lage besserte sich auch nicht, als er seine Aufmerksamkeit Mrs. Banks zuwandte. Sie war in ihrer Weise sehr schön. Sanders hielt sie für vierundzwanzig, tatsächlich war sie aber zwei Jahre jünger und hatte den Major im Alter von achtzehn geheiratet.

„Was Sie sich wirklich ansehen müßten, meine liebe, alte Mrs. Banks, das ist das N'gombigebiet.“

„Nennen Sie meine Frau nicht ‚liebe, alte Mrs. Banks‘, fuhr ihn der Major an, dessen Gesicht sich vor Zorn gerötet hatte. Dann warf er seiner Frau einen bösen Blick zu. „Denkst du noch an den Schlüssel, mein Liebling?“ Er suchte in seiner Westentasche und holte einen kleinen Yale-Schlüssel heraus. Die junge Frau schrak davor zurück, als ob er sie ins Gesicht geschlagen hätte, aber er wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Sie wissen natürlich nicht, was das zu bedeuten hat“, sagte er. „Aber Sie brauchen nicht zu glauben, daß ich meine Frau einschließe, wenn sie unartig ist. Sie weiß sehr gut - fragen Sie sie nur!“

Es trat eine peinliche Stille ein, und Sanders rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, als der Major seiner Frau mit dem Finger drohte. - „Keinen Flirt, meine liebe Emmie -, denk an die Sache mit Freddie!“

„Ich habe ihm den Schlüssel niemals gegeben“, erklärte sie entschieden. „Das weißt du ganz genau.“

Er brachte sie durch eine Handbewegung zum Schweigen. Mehr wurde über den geheimnisvollen Schlüssel und seine Geschichte nicht gesprochen, aber es war bezeichnend für den häßlichen Charakter des Majors, daß er den Schlüssel Tag und Nacht bei sich trug und ihn seiner Frau sogar in Gegenwart

fremder Leute zeigte, um sie zu demütigen.

Den ganzen Nachmittag prüfte er die Papiere in Sanders' Büro. Er nahm die Berichte, die Sanders selbst geschrieben hatte, Wort für Wort vor und verglich gewisse Zahlen und Steuertabellen mit einem kleinen Buch, das er neben sich liegen hatte.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er plötzlich. „Das scheint doch ein Fehler zu sein. Die N'gombi zahlten doch achtundzwanzigtausend Kilo Gummi, und hier schreiben Sie dreizehn.“

„Das sind die Unteren N'gombi“, erwiderte der Amtmann kühl. „In einem anderen Bericht werden Sie finden, daß die Oberen N'gombi fünfzehntausend Kilo abgeliefert haben.“

Der Major schüttelte den Kopf.

„Viel zu wenig für ein so großes Gebiet“, sagte er mißbilligend. „Sie sollten zweimal soviel Abgaben erheben.“

„Das ist eine Sache, die Sie mit der Zentralverwaltung abmachen müssen“, entgegnete Sanders eisig. „Ich habe nur den Auftrag, achtundzwanzigtausend Kilo einzusammeln. Aber ich werde Ihre Beanstandung notieren und einen Bericht darüber nach London schicken.“

„Ich mache durchaus keine Anstände“, sagte der Major schnell, denn man hatte ihn vor Sanders gewarnt. Er wußte, daß der Amtmann viele einflußreiche Freunde in England hatte, und in Zukunft enthielt er sich jeder weiteren Kritik. Aber man konnte sofort erkennen, daß er den Widerwillen, den er gegen Bones gefaßt hatte, auch auf Sanders übertrug.

Beim Abendessen war er unausstehlich. Er stritt sich mit seiner Frau, widersprach Sanders, brachte Hamilton zum Schweigen und versuchte dasselbe bei Bones, aber dieser ließ sich nicht unterdrücken.

„Dieses Gebiet müßte ganz anders organisiert werden! Die

ganze Verwaltung taugt nichts!“ schalt er.

„Da haben Sie vollkommen unrecht, mein netter, alter Inspektor“, sagte Bones freundlich. „Sie irren wirklich.“

Banks starrte ihn an, aber Bones wurde nicht im geringsten verlegen.

„Ist es in Ordnung, daß ein Subaltern-Beamter einen hohen Vorgesetzten der Lüge zeigt? Ich sage ausdrücklich - der Lüge?“

„Sie haben vollkommen unrecht, mein lieber, alter Inspektor. Und es ist gut, daß Sie es einsehen. Ich dachte schon eben selbst daran, als Sie unserer netten, alten Exzellenz widersprachen. Es war sehr unangenehm für uns.“

Der Major wußte nicht mehr, was er sagen sollte, und schwieg. Hamilton fürchtete im geheimen für Bones, und seine Besorgnis stieg, als Bones seiner Tischdame eine nette Geschichte erzählte und sie darüber lächelte.

„Emmie, Liebling“, sagte der Inspektor mit unheimlicher Freundlichkeit und zeigte ihr wieder den Schlüssel. „Vergiß es nicht.“

Sanders atmete erlöst auf, als sich der Major und seine Frau zurückzogen. Der schreckliche Abend war vorüber, aber die eigentliche Tragödie sollte erst am nächsten Morgen beginnen.

„Alle Abrechnungsbücher sind mir ins Büro zu bringen“, befahl der Major. „Ich brauche keine Erklärungen und keine Hilfe, denn ich bin vollkommen mit der Materie vertraut. Sanders - Mr. Sanders, können Sie diesen jungen Offizier nicht ein wenig fortschicken? Sie sagten doch gestern abend, daß Sie in der nächsten Zeit ein Palaver am Strom abhalten müßten? Könnten Sie nicht Mr. Tibbetts mitnehmen?“

„Wie lange wird denn die Revision der Rechnungen dauern?“ fragte Sanders erstaunt.

„Eine Woche. Ich will jeden Beleg selbst prüfen und alles vergleichen. Beschuldigen will ich niemand, aber ich habe

Erfahrung in solchen Dingen. Es kommen häufig kleine Unterschleife vor, wenn man nicht gewissenhaft kontrolliert.“

„Wollen Sie damit sagen, daß ich mir Unterschlagungen habe zuschulden kommen lassen?“ fragte Hamilton.

„Fahren Sie mich nicht so an“, erwiderte der Major ärgerlich. „Sie haben doch Schreiber und Unterbeamte, denen so etwas passieren kann. Wenn man seine Leute nicht genügend überwacht, kommen jeden Augenblick Unregelmäßigkeiten vor. Mehr will ich im Moment nicht sagen.“

Sanders mußte allerdings ein Palaver abhalten, aber es hätte auch noch einige Wochen verschoben werden können. Unter diesen Umständen teilte er jedoch dem Inspektor mit, daß er am nächsten Morgen mit der ‚Zaire‘ nach Norden fahren würde.

Der Abend verging mit dem Sammeln der Belege, die sich meistens in Bones' Koffern und in den Ecken seiner Hütte fanden. Auch mußten die Schriftstücke noch nach dem Datum geordnet werden.

Der Generalinspektor war an dem Abend freundlicher als sonst und erzählte Sanders etwas von seinen Vermögensverhältnissen. Er war ungewöhnlich wohlhabend, stark an amerikanischen Erdölfeldern interessiert und besaß ein schönes Haus in Sussex, in dem schon königliche Prinzen gewohnt hatten.

Aus seiner Abneigung gegen Bones machte er kein Hehl und nannte ihn einmal einen unverschämten jungen Dachs. Er hatte einen der eingeborenen Schreiber so lange ausgefragt, bis er von den Schwierigkeiten erfahren hatte, die die beiden Offiziere bei der Durcharbeitung der Rechnungsbücher gehabt hatten. Der Major freute sich schon darüber, daß er Hamilton und Bones hereinlegen konnte.

Sanders war glücklich, als er am nächsten Morgen mit Bones und einem halben Dutzend Haussasoldaten den Strom hinauffahren konnte. An einer verabredeten Stelle kam er mit

fünf kleineren Häuptlingen zusammen, um ein wichtiges Palaver über Gebietsgrenzen abzuhalten. Außerdem war noch die Sache mit M'gala zu regeln, und ohne daß er es wußte, war dies der wichtigste Punkt der Besprechung.

M'gala gehörte zu den Unteren N'gombi, aber er war nirgends beliebt. Man konnte auch nicht erwarten, daß jemand Gutes von ihm sprach oder daß ihn die Frauen freundlich ansahen, denn es lastete seit seiner Geburt ein Fluch auf ihm, und er war von Geistern besessen.

Als M'gala eines Nachts schreiend auf die Welt kam, sah der Zauberdoktor Tiki M'simba nach und nach viele böse Geister und Teufel in die Hütte seiner Mutter schleichen, und sie kamen nicht wieder heraus. Ein Mann zweifelte allerdings daran und sagte, daß Tiki M'simba sich nur rächen wolle, weil er einmal mit M'galas Vater einen langen Streit gehabt hätte. Aber ob nun Rachsucht oder wirkliches Hellsehen der Grund für diese Feststellung war, alle Leute bei den Unteren N'gombi glaubten fest daran. Die Mutter haßte ihr Kind, und der Vater setzte es auf einer sandigen Insel aus, wo sich die Krokodile sonnten.

Als aber das erste Krokodil erschien, kam Sanders und streckte das Tier mit einem wohlgezielten Schuß nieder, so daß es vergaß, den Jungen aufzufressen. Sanders nahm den kleinen braunen Kerl an Bord der ‚Zaire‘ und hielt im nächsten Dorf ein Palaver ab, um herauszufinden, wer seine Eltern seien. Die Entdeckung war nicht schwer, denn M'galas Vater befand sich unter den Zuhörern.

„Mein Herr Sandi, dieses Kind ist voller Teufel“, sagte der einfache Mann und erzählte die näheren Umstände bei M'galas Geburt.

Sein Bericht dauerte eine ganze Stunde, aber Sanders lauschte interessiert.

„Ruft Tiki M'simba her“, befahl er schließlich, und widerwillig erschien der Zauberdoktor vor ihm. „O Mann“,

wandte sich Sanders sanft an ihn, „du magst Geister und Teufel und wundervolle Jujus sehen, aber sie dürfen keinem lebenden Menschen ein Unheil zufügen.“

„O Herr, ich sehe, was ich sehe“, erwiderte Tiki M'simba, der sich durch den freundlichen Ton des Amtmanns täuschen ließ.

„Dann wirst du auch fühlen, was du fühlst.“

Man band den Zauberdoktor an einen Baum, und der Sergeant Abibu, der einen besonders starken rechten Arm hatte, gab ihm zwanzig Schläge mit der Nilpferdpeitsche, um ihn zu bessern.

Infolgedessen wuchs M'gala in einer ihm feindlichen Umgebung heran. Wenn er Tiki M'simba auf der Dorfstraße begegnete, so sah ihn dieser mit einem schreckenerregenden Blick an. Die kleinen Jungen und Mädchen schlossen ihn von ihrer Gesellschaft aus. Sein Vater baute ihm eine kleine Hütte, die kaum Raum genug für einen Hund bot. Hier mußte M'gala schlafen und essen, denn alle Leute wußten, daß er Unglück brachte und den bösen Blick hatte.

Wenn er längere Zeit auf eine Ziege sah, so starb das Tier. Blieb er vor einem Haus stehen und schaute in das dunkle Innere, so wurden die Frauen oder Kinder in dem Haus krank. Wenn er mit Menschen sprach, so bekamen sie Schmerzen. Einmal sah er zu, wie Männer einen Baum fällten. Plötzlich stürzte der Stamm um und tötete zwei Leute. Die Fischer ließen ihn nicht ans Ufer kommen, weil sie fürchteten, daß er die Fische verscheuchte.

So wuchs er denn schlank und hager heran und wurde schweigsam und in sich gekehrt. Seine Züge verrieten aber mehr Intelligenz als die Gesichter der gewöhnlichen Eingeborenen. Niemand tat ihm etwas, weil man Sanders fürchtete, und beim Volk bildete sich der Aberglaube, daß weder Gift noch Eisenwaffen ihn töten könnten.

Aber als der Junge fünfzehn Jahre alt war, hatte der Zauberdoktor M'simba die Dorfältesten so weit gegen ihn

aufgehetzt, daß sie fremde Leute mieteten, die ihn in den N'gombiwald verschleppen und dort umbringen sollten. Die vier Männer machten sich auch auf, um M'gala zu verfolgen, der in den Wald auf die Jagd gegangen war. Aber später fand man sie von Leoparden zerrissen, obwohl man keine wilden Tiere in der Gegend gesehen hatte und die Jäger auch keine Spuren finden konnten.

M'gala baute sich dann selbst eine Hütte abseits von seinen Stammesangehörigen. Jeden Tag ging er durch das Dorf, ohne nach rechts und nach links zu schauen. Als er einmal in Dornen trat, die jemand in böser Absicht auf seinen Weg gelegt hatte, lehnte er sich gegen eine Hütte, um sie wieder auszuziehen. Ein paar Schritte weiter wiederholte sich dasselbe, und er lehnte sich gegen eine andere Hütte. In der folgenden Nacht brannten die beiden Hütten ab, und das Feuer zerstörte fast das ganze Dorf.

Tiki M'simba rief einen geheimen Rat der Ältesten zusammen, an dem auch der kleine Häuptling teilnahm, der ganz unter seinem Einfluß stand.

„Sandi ist jetzt am Großen Strom und hält Palaver ab. Ich schlage vor, daß einer von uns zu ihm geht und ihm alle die schrecklichen Dinge erzählt. Wir müssen ihn bitten, M'gala von uns zu nehmen, weil er uns nur Unglück bringt.“

Sie wählten einen Mann aus, den Sanders gern hatte, und dieser kam zu dem Zusammenfluß der beiden Ströme, wo die ‚Zaire‘ vor Anker lag. Am Abend ließ ihn der Amtmann zu sich kommen und hörte ihn ruhig an.

Er behandelte solche Fälle stets mit dem größten Ernst, denn er hatte erfahren, daß die großen Dinge manchmal kleine Ursachen haben. Deshalb wurde er nicht ungeduldig über all die vielen Erzählungen von Teufeln und Geistern, sondern er dachte tief darüber nach. Auch Bones zog er zu Rate, der mit den Gebräuchen der Eingeborenen sehr vertraut war.

„Das ist eine merkwürdige Geschichte, liebe, alte Exzellenz.

Aber ich habe schon öfter ähnliche Fälle gehabt. Der Aberglaube der Eingeborenen ist wirklich bemerkenswert. Die sonderbare Handlungsweise der Leute läßt sich nur dadurch erklären. Was meinen Sie dazu, wenn ich ihnen einmal eine kleine Vorlesung über Recht und Gesetz halte? Dann könnte ich doch den verrückten Leuten einmal beibringen, was sie tun sollen.“

„Ich glaube nicht, daß das viel nützen wird. Die Leute brauchen Hilfe und keine Vorlesungen. Ich werde M'gala holen lassen und ihn zur Residenz mitnehmen. Er scheint ja soweit ein ganz intelligenter Junge zu sein, und ich brauche sowieso einen Boy für das Haus.“

„O mein Herr Sandi“, warnte ihn der Bote, „dieser Mann bringt allem Unglück, was er berührt. Auch hat er gedroht, daß jeder sterben wird, der ihn schlägt. Und niemand hat gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben, weil sie deine Befehle fürchten.“

„O ko“, erwiderte Sanders, der nun doch ungeduldig wurde. „Lasse mich diesen Wunderknaben einmal sehen. Ein paar Hiebe schaden keinem Menschen.“

Er dachte in diesem Augenblick an den Generalinspektor.

Als M'gala das Dorf verließ, kam niemand, um sich von ihm zu verabschieden, denn alle fürchteten, daß ihnen Böses widerfahren würde.

Sanders kam mit der ‚Zaire‘ zur Residenz zurück, Hamilton erwartete ihn am Ufer mit einem traurigen Gesicht.

„Hier war inzwischen der Teufel los“, erzählte er. „Der gemeine Kerl hat die beiden Rechnungsbücher gefunden und mir den Vorwurf gemacht, daß ich die Abrechnungen gefälscht hätte. Er schimpfte furchtbar und hat sich geschworen, Bones den Hals zu brechen. Augenblicklich arbeitet er gerade einen langen Bericht an das Kolonialministerium aus.“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Bones.

Es war charakteristisch für Hamilton, daß er Bones in dieser Krise mit einem freundlichen Lächeln begrüßte.

„Ich fürchte, es wird fürchterlich für Sie werden“, sagte er und erklärte ihm alles.

„Das kann ich doch wieder in Ordnung bringen“, meinte Bones leichthin. „Und wenn die Rechnungen um ein paar Pfund nicht stimmen, dann zahle ich eben den Fehlbetrag aus meiner Tasche darauf.“

„Das wird nicht so einfach sein. Es handelt sich um hundertdreiundsechzig Pfund. Ich habe den Inspektor noch nie so vergnügt gesehen, als wie er das heraus hatte!“

Der Major war beim nächsten Frühstück allerdings in der besten Stimmung. Er rieb sich vergnügt die Hände, als er Bones ankommen sah, und Leutnant Tibbetts deutete diese Geste so verkehrt, daß er dem Inspektor auf die Schulter klopfte.

„Was fällt Ihnen denn ein, Sie unverschämter Mensch?“ schrie ihn Commeder Banks an. „Sind Sie denn ganz von Sinnen? Was habe ich denn mit einem Verbrecher, wie Sie einer sind, zu tun?“

„Nächstens nennen Sie mich auch noch Räuber und Dieb, mein lieber, alter Inspektor! Sagen Sie, wäre es nicht schön, wenn Mrs. Emmie, Sie und ich einmal zusammen einen Ausflug auf dem Strom machten, um zu angeln?“

Mrs. Bank sah ihn verzweifelt an, aber Bones verstand sie nicht.

Sanders und Hamilton hatten fast eine Stunde zu tun, um Bones von dem Ernst der Lage zu überzeugen.

„Nehmen Sie sich doch endlich zusammen“, sagte der Captain ernst. „Wenn Sie sich nicht vorsehen, stellt Sie der Mann noch vor ein Kriegsgericht! Sie wissen doch, daß er den jungen Verney wegen ganz ähnlicher Geschichten degradieren ließ!“

Schließlich dämmerte auch Bones eine Ahnung von der

Gefahr auf.

„Aber er meint es doch nicht im Ernst, mein alter Kamerad. Ich steh' doch so gut mit seiner Frau.“

Hamilton stöhnte und seufzte.

Der Major arbeitete den ganzen Vormittag an seinem Bericht. Vor dem Mittagessen setzte er sich in einen Korbsessel auf der Veranda und ließ sich einen Whisky-Soda bringen, weil er durstig war.

Sanders sah, wie der neue Boy vorsichtig die Stufen zur Veranda emporstieg und das Tablett in den Händen balancierte. Er dachte gerade, daß es doch sehr unvernünftig von dem Koch war, diesen ungewandten Jungen zu schicken, als er einen Schlag hörte. M'gala war mit dem Tablett und den Gläsern zu Boden gefallen.

„Du abscheulicher Lümmel!“ brüllte der Major.

M'gala erhob sich langsam. Er war noch niemals geschlagen worden, und in seinen Augen glühte ein düsteres Feuer, als er die Treppe hinunterging und um die Ecke des Hauses verschwand. Der Major wischte mit dem Taschentuch seine Beinkleider ab.

„Was haben Sie denn da für einen albernen Menschen“, sagte er böse.

„Er ist noch ganz fremd hier. Ich habe ihn erst heute morgen aus dem Innern mitgebracht.“

„Wirklich ein ungebildeter, rüpelhafter Kerl. Er legte die Hand auf meine Schulter, als er mir das Glas reichte.“

„Ach so!“ sagte Sanders, und plötzlich fielen ihm die Geschichten ein, die man ihm von M'gala erzählt hatte.

„Dem jungen Windhund, der hier bei Ihnen ist, breche ich das Genick“, fuhr Major Banks fort und freute sich, daß er wieder über dieses angenehme Thema sprechen konnte. „Ich weiß nicht, wie weit Sie für derartige Dinge verantwortlich sind, das

kann ja der Generalgouverneur der Kolonien entscheiden. Die Abrechnungen von Leutnant Tibbetts sind jedenfalls in einem fürchterlichen Zustand. Ich habe einen Fehlbetrag von hundertdreißig Pfund feststellen können - Emmie, komm hierher.“ Die letzten Worte hatte er laut und scharf gesprochen.

Die junge Frau erhob sich und kam vom anderen Ende der Veranda herüber. Sanders sah, daß sie etwas auf dem Rücken hielt.

„Was ist das für ein Brief, den du eben gelesen hast?“ fragte der Major.

Sie wurde noch bleicher.

„Heute morgen ist doch keine Post gekommen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist der Brief von jemand, den du schätzt? Laß mich ihn einmal sehen.“

Selbst Sanders, der doch eine gute Beobachtungsgabe besaß, hatte nicht gemerkt, daß sie in ihrem Stuhl gelesen hatte.

„Zeige mir den Brief!“

Die Röte kam allmählich wieder in ihre Wangen.

„Nein, das tue ich nicht“, erklärte sie trotzig. „Der Brief ist von einem Freund.“

Der Major grinste.

„Wohl von Freddie?“

„Ja!“

Er grinste noch gemeiner.

„Nach dem Essen sprechen wir darüber. Was hat denn Freddie an dich zu schreiben?“

Er suchte in seiner Westentasche nach dem Schlüssel, aber als er ihn hervorzog, riß sie ihn aus seiner Hand und warf ihn über das Geländer.

„Ich lasse mir das nicht länger gefallen! Freddie bedeutet mir alles - so, nun habe ich es dir gesagt!“

Sie wandte sich schnell um und ging ins Haus. Der Major saß bestürzt in seinem Sessel, und als er sich erheben wollte, fiel er wieder zurück.

„Donnerwetter, das war ein starkes Stück!“ brachte er schließlich hervor. Seine Stimme verriet deutlich genug, welchen Eindruck das Verhalten seiner Frau auf ihn gemacht hatte. Sie war die erste, die es wagte, ihm Widerstand entgegenzusetzen.

„Dieser Tibbetts - Sie nennen ihn ja immer Bones - ist verantwortlich für die Geschichte. Er hat ihr dumme Gedanken in den Kopf gesetzt!“

In diesem Augenblick kam der Telegrafist auf die Veranda.

„Was wollen Sie?“ schrie ihn der Major an.

Der Mann überreichte ihm ein Telegramm.

Banks las es, und seine Züge verzerrten sich. „Was soll denn das bedeuten?“ stieß er heiser hervor. „Das ist doch nicht wahr! Lesen Sie, Sanders - lesen Sie!“

Der Amtmann nahm ihm das Telegramm aus der Hand.

„Sehr dringend. Calder drahtet, daß Erdölaktien von siebeneinhalb Dollar auf fünfundsiebzig Cents fielen. Erdölquellen versiegt. Panik am Erdölmarkt. Soll ich Papiere verkaufen oder halten?“

„Mein ganzes Vermögen steckt darin“, rief der Major. „Ich bin ruiniert!“

Sanders sagte nichts, und der Generalinspektor nahm seinen Tropenhut mechanisch auf. Er wankte die Treppe hinunter wie ein alter Mann, ging quer über den Exerzierplatz und verschwand hinter den Hütten der Haussas.

Um vier Uhr nachmittags war er noch nicht wieder zurückgekehrt. Sanders fürchtete, daß Banks ins Wasser gefallen

sein könnte, und schickte Leute aus, die das Gelände absuchen sollten.

Man fand ihn im hohen Grase am Ufer. Er lag mit dem Gesicht auf der Erde und hatte einen Revolver in der Hand. In seiner Nähe lag M'gala, auch er war tot. Niemand hatte den Schuß gehört, der den unglücklichen Jungen tötete. Und auch sein Speer, der Banks' Kehle durchschnitten hatte, war geräuschlos durch die Luft geflogen.

ENDE